

sozusagen



Entscheidung

mit
oder
trotz

Zwang

Liebe Studierende,

nun ist es endlich so weit: die neue Ausgabe des Studierendenmagazins **sozusagen** zum Sommersemester 2018 ist da. Dass dieses Magazin überhaupt erscheint, war nicht selbstverständlich. Betrachtet diese Ausgabe ganz genau, dann fällt eines auf: vieles ist neu! Nachdem die vorherigen Redakteur*innen im letzten Jahr neue private und berufliche Wege eingeschlagen hatten, stand die **sozusagen** beinahe vor dem Aus. Ohne motivierte Nachwuchs-Redakteur*innen konnte es auch keine neue Ausgabe geben. Zum Glück ließen sich schnell neue motivierte Menschen für die Herausforderung begeistern und übernahmen das Ruder. Wir wollten frischen Wind in die **sozusagen** bringen, so manches verändern, aber natürlich auch alte Traditionen bewahren. Wir freuen uns, die neueste Ausgabe der **sozusagen** präsentieren zu dürfen. Dies ist nur dank der vielen interessanten Einsendungen unserer Kommiliton*innen möglich.

Im Mittelpunkt dieser Ausgabe steht das Thema „Entscheidung mit/oder/trotz Zwang“. Die Autor*innen haben sich damit sowohl auf persönlicher als auch auf gesellschaftlicher Ebene auseinandergesetzt. Entstanden sind sowohl kreative als auch wissenschaftliche Texte zum Titelthema, die auf unterschiedliche Weise Einblicke in die Sichtweisen der Autor*innen geben. Außerdem haben wir auch einige zwang- und entscheidungslose Spielereien in der **sozusagen** versteckt, auf die Ihr Euch freuen könnt.

Natürlich gibt es auch schon ein Thema für die nächste Ausgabe. Wir freuen uns auf eure Beiträge und Ideen zu den Aspekten „Körper – Sexualität – Liebe“. Unseren neuen Call for Papers findet Ihr auf der Rückseite des Magazins.

An dieser Stelle auch noch einmal der Aufruf: Wer Lust hat, bei der **sozusagen** mitzuarbeiten, ist herzlich eingeladen und kann sich gerne bei uns per E-Mail melden: sozusagen@uni-bielefeld.de. Redaktionelle Vorerfahrungen sind nicht erforderlich. Kommt vorbei, den Rest lernt Ihr bei uns.

Und jetzt wünschen wir viel Spaß beim Stöbern in der neuen Ausgabe!

Eure **sozusagen**-Redaktion

Dear students,

We are proud to present you with the first **sozusagen** issue created by a new editorial team. After the old editorial team finished their degrees and went on to begin new projects, they passed the baton to us. Bursting with new ideas, we started tackling the project of creating the foundations for a new era of the **sozusagen**.

This issue is all about decision and coercion as well as the intertwinement of the two. The notion of decision and/or coercion is familiar to each and every one of us, as we have all experienced decision and decision-making as well as coercion in one way or another. Thanks to all the articles that were sent in by our fellow students, this issue displays a mixture of both creative and scientific approaches to the different areas in which decision and/or coercion (co)exist.

Although you will not find many English articles in this issue, don't be disheartened. The topic of the next issue will be "Body – Sexuality – Love" and you are warmly invited to send us your ideas and contributions. If you have an idea for the next issue, get in touch! You can find more information and our Call for Papers here: <https://sozusagenblog.wordpress.com/cfp/en/>

You are welcome to join our editorial team and work with us to make the **sozusagen** more international. If you are interested contact us via e-mail: sozusagen@uni-bielefeld.de.

You can find the English content on the following pages: 6, 9, 52, 53, 58, 66.

We hope you enjoy exploring this issue!

Your **sozusagen** editorial team

Inhaltsverzeichnis

Essay	Interview	Lehre und Forschung	Nachrichten	Kreativ	Spiel und Spaß	Verschiedenes		
							3	Editorial
							5	Prahlen mit Zahlen
							7	Hinweis zur verpflichtenden Abgabe von Prüfungsleistungen in digitaler Form
							8	(Neu-)Entdeckung des Altbekanntes
							9	Neuigkeiten aus der Fakultät
							10	Vielleicht ist Soziologie doch für irgendwas gut ... ?
							14	Unterworfen und doch souverän: Über die schöne Totalität des Individuums
							18	Das Ausscheiden aus dem Mandat als Gefährdung der parlamentarischen Demokratie?
							22	Die Entscheidung zwischen Schul- und Sportkarriere: Was ist Jugendlichen wichtiger?
							26	Mein Autopoesiealbum: Ruth Ayaß
							28	Der seltsame Fall des „Bitte“ und „Danke“
							32	Ich bin trans*. Ich bin Mensch.
							36	Wo eine freie Entscheidung durch gesellschaftlichen Druck zum Zwang werden kann
							40	Warum sich junge Erwachsene für ein Arbeitsleben bei der Bundeswehr entscheiden
							44	Im Rahmen. Ich beanspruche den Widerspruch.
							45	Was passiert eigentlich, wenn Roboter Meinungen haben?
							46	Wie ein Harry Potter Fan Soziologie studiert
							48	Mein Autopoesiealbum: Thomas Faist
							50	Was wird hier eigentlich erforscht?
							52	ZiF-Projekte
							53	Nature – Nurture reconsidered: The interdisciplinary project “TwinLife”
							54	Hilfe zur Selbsthilfe: Ein Interview mit der Nightline
							56	„Wir machen jetzt 'ne Band!“
							60	Echo aus der Vergangenheit
							66	Bingo: Sociology of Migration
							67	Sudoku
							68	Kreuzworträtsel
							69	Stadt, Land, Bindestrichsoziologie ...
							70	Impressum
							72	Call for Papers: Körper · Sexualität · Liebe

Prahlern mit Zahlen

Entscheidungen und Wahlen (z.B. zwischen unterschiedlichen Produkten im Supermarkt oder ob man heute zu dem verdammten frühen **acht** Uhr Seminar geht oder lieber im Bett liegen bleibt), sind im Alltag allgegenwärtig. Und auch in der repräsentativen Demokratie haben wahlberechtigte Personen die Option, ihrer Stimme durch die Wahl von Vertreter*innen Gehör zu verschaffen. Marc-Uwe Kling schreibt in den *Känguru-Chroniken* zu Wahlen:

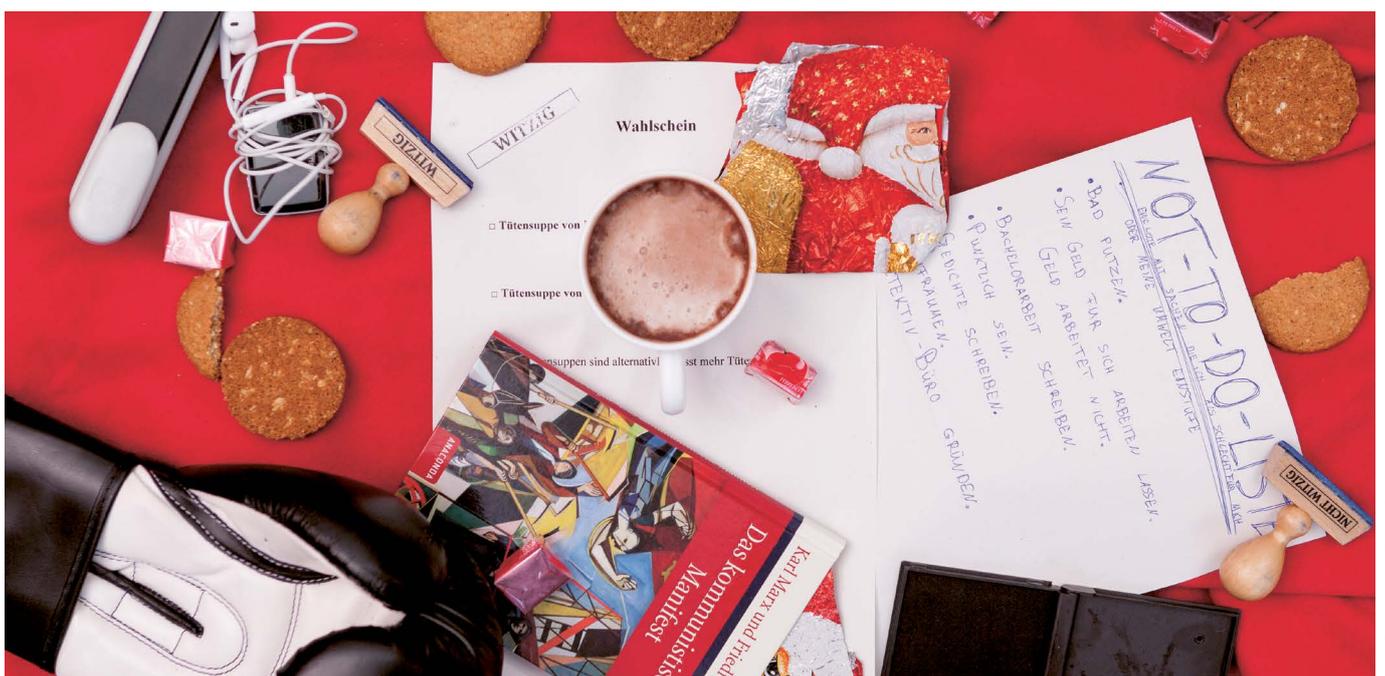
„Weil das gar keine Wahl ist“, sagt das Känguru. (...) „Kurz gesagt: nur der Schein einer Wahl, oder um den offiziellen Terminus zu verwenden: ein Wahlschein.“

Dass Frauen wählen dürfen, ist nicht so selbstverständlich, wie es vielen Menschen in westlichen Demokratien erscheint. Finnland war in Europa Vorreiter und führte **1906** das Frauenwahlrecht ein. In Deutschland dürfen Frauen seit **1918** ihre Stimme abgeben, die Schweiz hinkt etwas hinterher und erlaubte es Frauen erst seit **1971** zu wählen. Schlusslicht bildet Lichtenstein mit **1984**.² (Sehr offensichtliche) Zwänge gibt es in einigen demokratischen Ländern auch heute noch. In Australien besteht seit **1924** die Wahlpflicht für alle Bürger*innen.

Wer seinen Stimmzettel nicht in die Wahlurne wirft, begeht eine Ordnungswidrigkeit und hat ein Bußgeld von umgerechnet **15 €** zu bezahlen. Die Wahlbeteiligung dort liegt dort konstant bei über **90 Prozent**.³

Bei der Präsidentschaftswahl **2016** in den Vereinigten Staaten wurden Wahlkampfausgaben von circa **2.700.000.000 €** getätigt; im Vergleich dazu wurde bei der Parlamentswahl **2015** in Großbritannien **85.000.000 €** ausgegeben (dies entspricht ca. **drei** Prozent der amerikanischen Ausgaben).⁴

Und auch in Deutschland wird gewählt: alle **vier** Jahre finden die Bundestagswahlen statt. Dabei dürfen die Neuwahlen frühestens **46** und spätestens **48** Monate nach Beginn der Wahlperiode stattfinden. Die Entscheidung über den Wahltag trifft hierbei der*die Bundespräsident*in.⁵ Am **24. September 2017** fanden wieder Neuwahlen statt. Die Wahlbeteiligung lag dieses Mal mit **76,2** Prozent etwas höher als bei der letzten Bundestagswahl.⁶ So haben **2017** Jahr rund **44.310.000** Personen die Gelegenheit genutzt und entweder in einem der **299** Wahlkreise gewählt oder sich mit Hilfe der Briefwahl beteiligt.⁷ Zur Wahl standen mehr als **40** verschiedene Parteien. Dabei gelang es **sechs** Parteien einen Platz im Bundestag zu erhalten. Die restlichen Parteien schafften die **Fünf**-Prozent-Hürde nicht und konnten somit keinen



Nicht alle können *alles* im Beutel mit sich herum tragen. Die meisten müssen sich entscheiden.

Menace to Society

VON THE MOONSHINE BRAND

*Run from the carnival
Hide in the well
The hourglass stands still
The narrative starts to dwell*

*Victim of the future
Made out of dust
Caught in the hourglass
Turning to adjust*

*Fearful of the demons
That hide behind your mind
Menace to society
Keeping you blind*

*Seated at the table
Work to be a guest
Eat what is served
Pay like the rest*

*Wrong is what you think
Right is what is said
Menace to society
Believe to be no threat*

*Take a walk in freedom
With your ball and chain
Building to destroy
What is there to gain?*

*Keeping you locked up
'till you forget your name
Menace to society
Why do you feel shame?*

*A ticket to the exhibition
Pursuit in the queue
Menace to society
What do you do?*

Ein Interview mit *The Moonshine Brand* findet Ihr auf Seite 56.

Platz im Bundestag bekommen.⁸ **165** Tage dauerte bisher (bis zum Redaktionsschluss) die Regierungsbildung. Keine Regierungsbildung im geeinten Deutschland hat je länger gedauert. Zuvor war die Regierungsbildung **2013** mit **86** Tagen die längste.⁹

Dabei kann man nicht nur in der großen weiten Welt wählen. Nein, auch hier an der Universität finden **jedes** Jahr von neuem Wahlen statt. Dann können Studierende der Universität Bielefeld entscheiden, wer sie im nächsten Jahr im Studierendenparlament (StuPa), in den Fakultätskonferenzen ihrer Fakultäten und im studentischen Hilfskraftrat vertritt. So fand in der Haupthalle der UHG vom **26.** bis zum **30. Juni 2017** die Wahl des **44.** StuPas statt. Dabei waren **23.746** Studierende wahlberechtigt. Doch wenn Ihr dachtet, dass es auf Landes- oder Bundesebene eine niedrige Wahlbeteiligung gab, dann werdet Ihr von der Wahlbeteiligung an der Universität Bielefeld geschockt sein. Es haben nur **10,02** Prozent der Studierenden im Laufe der Woche ihre Stimme abgegeben.¹⁰ Nun setzt sich das StuPa aus **15** verschiedenen Listen zusammen. Damit haben (bis auf **zwei**) alle der ange tretenen Listen mindestens **einen** Sitz im StuPa bekommen. Insgesamt sitzen dort momentan **29** Studierende. Die Juso-Hochschulgruppe hat dabei mit **vier** Sitzen derzeit die größte Anzahl an Sitzen. Dieses StuPa wird voraussichtlich bis um **Juli 2018** amtieren.¹¹ Ihr könnt Euch also in diesem Sommersemester wieder auf eine weitere Möglichkeit freuen, an der Ihr mit eurem Kreuzchen eine Entscheidung treffen könnt.

Quellen

1. Kling, Marc-Uwe. 2014. Die Känguru-Chroniken: Ansichten eines vorlauten Beuteltiers. Berlin: Ullstein. (Seite 19)
2. https://www.bundestag.de/besuche/ausstellungen/parl_hist/frauenwahlrecht/einfuehrung/246998
3. http://www.aec.gov.au/FAQs/Voting_Australia.htm#compulsory
4. <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/582788/umfrage/wahlkampf Ausgaben-in-ausgewaehlten-laendern-im-vergleich/>
5. https://www.bmi.bund.de/DE/themen/verfassung/wahlrecht/bundestagswahl-ablauf/bundestagswahl-ablauf-node.html;jsessionid=5E47A7E993DF63FF680A8C4F10CA1CDC.2_cid295
6. <https://bundestagswahl-2017.com/wahlbeteiligung/>
7. <https://www.bundeswahlleiter.de/bundestagswahlen/2017/wahlkreiseinteilung.html>
8. <https://bundestagswahl-2017.com/ergebnis/>
9. https://www.bundestag.de/blob/196256/02b1029be8b4c6f3385fd187ef4dd0c/kapitel_06_07_regierungsbildung-data.pdf
10. <http://www.uni-bielefeld.de/stupa/archiv/44stupa/sonstiges/3WBK-01-08-2017.pdf>
11. <http://www.uni-bielefeld.de/stupa/>

Hinweis zur verpflichtenden Abgabe von Prüfungsleistungen in digitaler Form

eine Stellungnahme DER FACHSCHAFT FÜR SOZIOLOGIE

Liebe Studierende,

Im Verlauf eures Studiums kommen immer wieder Abgaben auf Euch zu, weshalb wir als Fachschaft dies zum Anlass nehmen, Euch über eure Rechte in Bezug auf die Abgabe von schriftlichen Prüfungsleistungen aufzuklären:

Ihr seid beim Einreichen von Prüfungsleistungen nicht zu einer digitalen Abgabe verpflichtet. Sie darf nur „**im begründeten Einzelfall**“ verlangt werden. Dies sollten eure Lehrenden wissen und doch steht in den Anforderungen für Abgaben oft, dass eine elektronische Abgabe (als PDF o. ä.) zwingend erforderlich sei. Ein begründeter Einzelfall liegt nur dann vor, wenn eine schriftliche Arbeit *aufmerksam gelesen wurde* und bei der Lektüre der Verdacht eines Plagiates entstanden ist.

Im Wortlaut steht in der Prüfungsordnung:

*„Bei schriftlichen Modulprüfungen oder Modulteilprüfungen kann die prüfungsberechtigte Person eine schriftliche Versicherung der Studierenden verlangen, dass sie die Arbeit – bei einer Gruppenarbeit den entsprechend gekennzeichneten Anteil an der Arbeit – selbständig verfasst und keine anderen als die angegebenen Quellen benutzt haben. Darüber hinaus kann **im begründeten Einzelfall** verlangt werden, dass die schriftliche Modulprüfung oder Modul-*

teilprüfung in elektronischer Form einzureichen ist, um eine Überprüfung der eigenen Urheberschaft der Arbeit der Studierenden zu ermöglichen. Die Studierenden sind darauf hinzuweisen, dass die elektronische Version anonymisiert abgegeben werden kann.“ (§ 14, Abschnitt 8 der Prüfungs- und Studienordnung für das Bachelorstudium der Universität Bielefeld (BPO September 2011), eigene Hervorhebung)

Das Einreichen von Texten in digitaler Form mag papiersparend und praktisch sein. Leider werden elektronische Abgaben zum Teil dazu verlangt, eure Arbeiten flächendeckend mit einer Plagiatserkennungssoftware, z.B. durch „Turnitin“, überprüfen zu können. Dass dies nicht mit der Prüfungsordnung vereinbar ist, sollte den Lehrenden bekannt sein, doch gab es in der Vergangenheit vereinzelt Fälle, in denen trotz der klaren Richtlinien in der Prüfungsordnung verpflichtend digitale Abgaben verlangt wurden. Infos zur Plagiatserkennungssoftware „Turnitin“, deren Einsatz schon seit Jahren kritisiert wird, findet Ihr auf der Seite des AStA der Uni Bielefeld und in einem gut belegten Artikel in der deutschen Wikipedia.

Bei Rückfragen zu diesem Thema oder Problemen mit digitalen Abgaben in Veranstaltungen meldet Euch einfach bei uns – denn dafür sind wir da.

Eure Fachschaft für Soziologie

Sitzungszeit:	in der Vorlesungszeit: mittwochs, 18 Uhr
Sprechstunde:	in der Vorlesungszeit: mittwochs, 12 Uhr bis 14 Uhr
Raum:	X-C2-110
Email:	fs.sociologie@uni-bielefeld.de
Telefonnummer:	0521 106-4213

(Neu-)Entdeckung des Altbekanntes

Ein Bericht von der Antrittsvorlesung „Soziologie des Nationalismus“ von Prof. Dr. Tobias Werron.

Professor Dr. Tobias Werron, der seit dem Wintersemester 2016 an unserer Universität im Fachbereich Soziologische Theorie lehrt, gab am 06. Dezember 2017 seine Antrittsvorlesung zum Thema „Soziologie des Nationalismus“. Seine Forschungsschwerpunkte liegen in den Bereichen der Globalisierung- und Konkurrenzsoziologie, der Rankings und der Thematik der Gewaltwettbewerbe. Kombiniert hat Tobias Werron diese Schwerpunkte in seiner Habilitationsschrift zu der „Soziologie globaler Konkurrenz. Zur Verknüpfung von Soziologie der Konkurrenz und neuerer Globalisierungs- und Weltgesellschaftsforschung“.

„Der Nationalismus ist wieder da!“ – Diesen oder ähnlich lautende Sätze konnte man im Jahre 2017 in vielen Zeitungen nach der Bundestagswahl und dem Erstarken der Partei „Alternative für Deutschland“ lesen. Professor Tobias Werron setzt diesen Schlagzeilen alternative Thesen entgegen. Er hinterfragt in seiner Antrittsvorlesung, ob der Nationalismus überhaupt je verschwunden war und gibt dabei einen Überblick über Forschungsstände aus der Nationalismus-/Globalisierungs- bzw. Weltgesellschaftsforschung. Als erstes zeigt er auf, wie es historisch gesehen immer wieder Phasen des „Endes des Nationalismus“ (bspw. in den 1990ern) und Phasen des „Neuen Nationalismus“ (bspw. in den 1980ern) gab. Er schließt mit den Worten von Benedict Anderson, welcher schon 1983 feststellte, dass „das so lange verkündete Ende des Nationalismus nicht im entferntesten in Sicht [sei]“.

Das alltagsnahe Verständnis von Nationalismus reduziert diesen dabei meistens auf eine auffällige, störende Ideologie und verhindert die Aufdeckung von weniger auffälligen Aspekten. Nach dem amerikanischen Soziologen Craig Calhoun ist der moderne Nationalismus zunächst ein Diskurs zur Legitimierung von Staatlichkeit, welcher aus drei Elementen besteht: dem kulturellen Element, welches vor allem zur Konstruktion von Kollektividentitäten dient, einem politischen Element, durch das jeder Staat eine politische Souveränität beansprucht und dem universalistischen Element, das vor allem eine Vorstellung beschreibt nach welcher die gesamte Welt in Nationalstaaten aufgeteilt ist bzw. werden soll. Im Gegensatz zur besonders in der Zeit der Globalisierungswelle (1990er und 2000er Jah-

re) vertretenen Vorstellung, dass der Nationalismus abnehmen würde, hat die Anzahl der gegründeten Nationalstaaten nach dem Zerfall der Sowjetunion eher zugenommen.

In der Nationalismusforschung wird die Reproduktion des Nationalismus dabei in einerseits auffällige „heiße“ Mechanismen unterteilt, womit vor allem ein Identitätsnationalismus zur Konstruktion von Kollektividentitäten („wir Deutschen“) oder ein Konfliktnationalismus (bspw. Expansions- und Abwehernationalismus) bezeichnet wird und andererseits unauffälligen „banalen“ Mechanismen, die vor allem im institutionalisierten Nationalismus (z.B. in EU und UN) und einem Knappheitsnationalismus (Ressourcenknappheit). Letzterer ist vor allem in einem Protektionismus/ökonomischem Nationalismus, als Gegenströmung zum angelsächsischen Freihandelsdiskurs, in Erscheinung getreten. Historisch gesehen erscheint der „neue Nationalismus“ dabei als relativ freundlich, da die Identitätskonzepte und Expansionsmotive an Bedeutung verloren haben und es mehr um eine globale Institutionalisierung von nationalen Differenzen (bspw. im UN-Parlament) und einen verstärkten Knappheitsnationalismus (z.B. Standortvorteile durch niedrige Steuern) geht.

Zur Veranschaulichung seiner These, dass der „neue Nationalismus“ nicht gänzlich neu sei, greift Tobias Werron auf das anfangs gegebene Beispiel der „Alternative für Deutschland“ zurück: Diese wurde 2013 mit dem Ziel, das europäische Wirtschaftssystem zu reformieren und den Euroraum aufzulösen, gegründet. Mit aufkommender Popularität der Partei, wurden allerdings immer mehr „heiße“ Mechanismen insbesondere bezüglich der

Migrationspolitik in das Parteiprogramm aufgenommen (Identitätsnationalismus).

Den Vortrag schließt Werron mit vier Thesen: Erstens sei der Nationalismus weniger eine politische Ideologie als vielmehr eine Institution, zweitens reproduziere er sich im Zusammenspiel von auffälligen und unauffälligen Mechanismen, drittens verwandeln sich diese Mechanismen seit dem 19. Jahrhundert zunehmend in globalisierte Varianten und viertens sei seit 1945 ein Trend hin zur Stärkung der unauffälligen Mechanismen erkennbar.

VON MAXIMILIAN KRAUSE.

Neuigkeiten aus der Fakultät

Im Wintersemester 2017/2018 kamen einige neue Professor*innen an unsere Fakultät.

Herr Prof. Dr. Martin Kroh ist seit dem **01. Januar 2018** Professor für Methoden der empirischen Sozialforschung (Schwerpunkt quantitative Methoden).

Frau Prof. Dr. Minh Nguyen ist seit dem **01. Februar 2018** Professorin für Sozialanthropologie.

Frau Prof. Dr. Anja Abendroth ist seit dem **12. Februar 2018** Juniorprofessorin für technischen und sozialen Wandel.

Veranstaltungen im kommenden Semester

Die **Universitätsvorlesung** „*The Sociology of Law and Contemporary Citizenship*“ im Rahmen der **Niklas-Luhmann-Gastprofessur von Herr Prof. Christopher Thornhill** findet am **13. Juni 2018 um 18 Uhr** statt. Der Ort wird noch bekannt gegeben.

Die **Antrittsvorlesung von Frau Prof. Dr. Diana Lengersdorf** (Professur für Geschlechtersoziologie) findet am **27. Juni 2018 um 12 Uhr** statt. Der Ort und Titel der Vorlesung werden noch im Internet bekanntgegeben.

Burning the Mount VON THE MOONSHINE BRAND

*Burning the mount
Of the realistic joker
Hiding his rules
Behind the darkness of his smile*

*Lending the truth
To a vision of nightmares
Planting their manacles
Into our ground*

*Feeding the future
With lazy progression
'Till slowly we've turned off
Our minds*

*Coding behaviour
To recreate the system
Defining the hate
In mankind*

*It's the sparrow that sings
To the realm coming down
Like a songbird he sings
To the tears in the ground*

*As hope in the future
Starts to wither in a wink
The tears start moving
For the fruits of the spring*

*But I dare you to eat them
Stop to pray, start to praise
Engage in a fever
Of a love not to blame*

Ein Interview mit *The Moonshine Brand*
findet Ihr auf Seite 56.

Vielleicht ist Soziologie doch für irgendwas gut ... ?

Kommentar zu Didier Eribons *Rückkehr nach Reims*

Didier Eribons *Rückkehr nach Reims* ist ein internationaler Bestseller. Das ist ziemlich überraschend, denn das Buch hat mit Soziologie zu tun. Und dass sich die sogenannte „Öffentlichkeit“ jetzt ausgerechnet dafür interessiert, wäre zumindest mir neu. Schließlich ist diese „Öffentlichkeit“ – oder zumindest Teile davon – doch sonst bisweilen der Meinung, Soziologie sei diese einigermaßen brotlose Veranstaltung, die – wenn überhaupt für irgendwas – allenfalls dafür gut ist, denen, die in der „guten alten Zeit“ noch mit Ansaße durchs Abi gerasselt wären, einen akademischen Abschluss zu ermöglichen. Aber vielleicht stimmt das auch gar nicht. Ich zumindest würde da widersprechen. Und vielleicht trägt Eribons *Rückkehr nach Reims* dann ein wenig dazu bei, diese hoffentlich irrige Vorstellung von der Soziologie nicht ganz unangefochten so stehen zu lassen.

Blättert man ein wenig durch die deutschen Feuilletons, dann fällt auf, dass die bisherigen Rezensionen zu *Rückkehr nach Reims* wirklich extrem positiv ausfielen. So viel Lob macht natürlich misstrauisch.¹ Dementsprechend möchte ich im Folgenden, wie Soziolog*innen das manchmal so machen, einen Topos revitalisieren, den die großen Mediensoziologen Flavor Flav und Chuck D bereits in den späten 1980ern programmatisch für die manchmal hysterischen Massenmedien in Anschlag gebracht hatten: „Don't believe the Hype!“ Was die Gegenstandsbereiche massenmedialer Diskurse betrifft, hatten Flav/D in diesem Kontext schließlich nachdrücklich – „rock the hard jams, treat it like a seminar“ – zur akademischen Differenzierung aufgerufen. Vielleicht komme ich auf diese Weise zu einer etwas „soziologischeren“, ausgewogeneren Einschätzung der *Rückkehr nach Reims*.

Bildungsungleichheit: Mehr Zwang als Entscheidung

Eribon ist ein Bildungsaufsteiger. Er beschreibt in faszinierender Weise die zwei Welten, in denen er seine Jugend- und Studentenzeit verlebte: Auf der einen Seite ist da das weite, heterogene, gebildete, farbenfrohe Paris. Auf der anderen Seite das enge, homophobe, einfältige, graue Reims. Eribons außergewöhnliches Interesse an allem, worüber man in Reims nur die Stirn runzelte – anfangs vor allem Bücher über alles Mögliche, später klassische Musik, bildende Kunst, etc. – führte zwangsläufig, so seine These, zur schleichenden Entfremdung von seiner Familie.

Interessant ist dabei vor allem Eribons Beharren darauf, dass bei der ihrem Selbstverständnis nach „meritokratischen“ – also mit sehr großen Anführungszeichen ausgestatteten, auf dem Prinzip der individuellen „Leistung“ basierenden – Auslese moderner, liberaler, demokratischer Gesellschaften, eben nicht Entscheidungen, sondern vielmehr „objektive“ Zwänge am Werk seien:

„Meine beiden jüngeren Brüder haben es geschafft, die ökonomischen Positionen unserer Eltern hinter sich zu lassen. Das kann man als sozialen Aufstieg bezeichnen, allerdings in einem begrenzten Rahmen, der nach wie vor von der Klassenherkunft determiniert ist – etwa dadurch, dass sie die Schule früh verlassen haben, was wiederum ihre Möglichkeiten bei der Entscheidung für eine Ausbildung oder einen Beruf limitiert. Das Schulsystem hat eine exkludierende Wirkung, auch wenn es sie glauben macht, dass diese Exklusion selbstgewählt ist.“
(S. 108)

Vielleicht wird hier auch am deutlichsten Eribons Orientierung an Pierre Bourdieu – in diesem Fall an dessen in anderem Sinne „Schule machendem“ (soweit ich sehe, interessanterweise an keiner Stelle explizit erwähntem) 60er-Jahre-Text *Die konservative Schule* (Bourdieu 2001) – deutlich.

Die These hat also – sogar in ihrer explizit soziologischen Formulierung – gut und gerne 50 Jahre auf dem Buckel. Neu ist bei Eribon, etwas zugespitzt, nicht die Aussage, sondern die Rhetorik. Und die ist häufig ein bisschen fragwürdig. Im Kontext großstädtischer französischer Banlieues mit hoher Kriminalitätsrate spricht er von einem „verkappten Bürgerkrieg“ (S. 112). Das ist zwar grenzwertig aber, wenn man sich die Bilder brennender Pariser Autos in Erinnerung ruft, vielleicht noch irgendwie vertretbar. Dann fügt Eribon jedoch hinzu, „dass sich auch andere statistische Kennzahlen wie etwa jene zur Benachteiligung ‚bildungsferner‘ Schichten im Schulsystem kaum anders als im Sinne der Kriegsthese interpretieren lassen.“ (ebd., eigene Hervorhebung), sodass „eine bestimmte Form der Klassenherrschaft intakt bleibt und weiterhin als legitim gilt“. (S. 113).

Dass es tatsächlich einen „Bürgerkrieg“ im Bildungswesen gibt, und vor allem – was immer unwahrscheinlich ist –, dass sich die ganze Sache „kaum anders“ interpretieren lässt, erscheint mir dann doch etwas zweifelhaft.

Marxismus: Der schicke Sportwagen der linken Intellektuellen

Ob man Eribon in diesem Punkt nun zustimmen mag oder nicht, würde ich doch sagen, dass es genau diese rhetorische Verschärfung ist, in der Eribon über Bourdieu hinausgeht, und die sicher auch (zumindest in Teilen) zum Erfolg des Buches beigetragen hat.

Eribon setzt diese Rhetorik natürlich sehr bewusst ein. Sachlich nicht ganz von der Hand zu weisen, sprachlich jedoch ein wenig „aufgepusht“ erscheint die *Rückkehr nach Reims* entsprechend auch bei einem weiteren Eribon-Thema: dem Marxismus. Eribon beschreibt zunächst recht reflektiert, dass er – in der Pubertät offenbar ein richtiger Marx-Fanboy – im Milieu der tatsächlich existierenden „Arbeiterklasse“ eine einigermaßen lächerliche Figur machte:

„Marxist war ich wohl, aber der Marxismus meiner Studienjahre und mein gesamtes politisches Engagement liefen auf eine Idealisierung der Arbeiterklasse hinaus, auf ihre Verwandlung in eine mythische Entität,

neben der sich das Leben meiner Eltern besonders erbärmlich ausnahm. Mit all ihrer Kraft strebten sie danach, auch die üblichen Konsumgüter zu besitzen, und ich sah in der tristen Realität ihres Alltags [...] ein Zeichen, dass ihre ‚Verbürgerlichung‘ zugleich eine soziale ‚Entfremdung‘ war.“ (S. 79)

Trotzdem ist der Marxismus für Eribon ein entscheidender Bezugspunkt. Und auch das Problem, mit dem er im Verlauf von *Rückkehr nach Reims* immer wieder zu kämpfen hat, benennt er hier. Denn was Eribon stört, ist, dass im Grunde jegliche Form von „Sozialtheorie“ – und insbesondere der Marxismus – kaum Berührungspunkte mit wirklich existierenden Menschen, insbesondere armen Menschen „der Arbeiterklasse“ hat:

„[N]atürlich weiß ich, dass die von mir so Beschriebenen wahrscheinlich nicht zu meinen Lesern gehören werden. Von Arbeitermilieus wird nicht oft gesprochen. Und wenn, dann meistens unter der Maßgabe, dass derjenige, der spricht, sie verlassen hat [...]“ (S. 90)

Intellektuelles Theoretisieren, wie es Eribon betreibt, erfordert ein so großes Wissen außerhalb der Lebenswelt der Personen, die eigentlich beschrieben werden, dass immer eine etwas eigenartige Situation entsteht. Es scheint fast, als müsse das Leben eines Intellektuellen wie Eribon – ungeachtet aller persönlichen Integrität – fast zwangsläufig „bourgeois“ sein, um dem „Proletariat“ Weisungen erteilen, oder es auch nur wirklich „verstehen“ zu können. Eribon ist sich dessen schmerzlich bewusst. Eine Lösung parat hat auch er leider nicht (vgl. z.B. S. 164f.; S. 183f.).

Das Ganze klingt etwas nach Wasser predigen und Wein trinken. Oder, um eine etwas kreativere Metapher zu verwenden: Um den Hang zum „proletarisch“ entfremdeten Konsumgut eines, sagen wir, Opel Corsa analysieren zu können, braucht es mindestens die marxistischen Theorie-PS eines, naja, Audi R8 oder so. Und manchmal habe ich mir beim Lesen gewünscht, dass dem marxistischen „Automatikgetriebe“ Eribons mit seinen andauernden „kickdowns“ – „Arbeiterklasse“, „Bürgerkrieg“, die alles bestimmende „ökonomische Position“ etc. – doch bitte wenigstens ein anständiger liberaler „Partikelfilter“ verordnet würde.

Überhaupt scheint Eribons politische Orientierung (was man natürlich auch vielen anderen vorwerfen könn-

te) ein wenig sein analytisches Interesse zu überwiegen. Anders als z.B. Marx selbst, der ja bekanntlich recht vorsichtig mit konkreten Utopien war (offensichtliche Ausnahme: *Das Kommunistische Manifest*), definiert Eribon die Aufgabe kritischer Intellektueller folgendermaßen:

„Es gilt, einen theoretischen Rahmen und eine politische Sichtweise auf die Realität zu konstruieren, die es erlauben, jene negativen Leidenschaften, die [...] insbesondere in den populären Klassen zirkulieren, zwar nicht auszumerzen [...], aber doch weitgehend zu neutralisieren“ (S. 146)

Es mag an meiner „kreativen Lesart“ oder einer Ausdem-Kontext-Gerissenheit dieses Zitats liegen, aber für mich hört sich ein solches theoretisches Anliegen ein wenig an wie der Aufruf zur Manipulation.

Rassismus, Zynismus und sexuelle Belästigung: „... aber ich bin kein Rassist!“

Eribons Analyse zum Aufstieg des Front National scheint mir trotz seiner Limitierungen in einem Punkt erwähnenswert. Denn als eine – und vielleicht sogar die entscheidende – unabhängige Variable nennt Eribon einen „tiefsitzenden Rassismus“ in der Gesellschaft, insbesondere im weißen Arbeitermilieu (S. 133). Über die 60er und 70er Jahre, die Zeit unmittelbar nach dem Algerienkrieg, sagt Eribon: „Von Einwanderern redete man eigentlich nur als ‚bicots‘ (Hammel) und ‚ratons‘ (Ratten) oder mit anderen Schimpfwörtern.“ (S. 134) Beim Zuzug größerer Familien aus dem Maghreb während der 80er Jahre ist die fremdenfeindliche Rhetorik aus heutiger Sicht dann auch allzu bekannt. Die – nennen wir sie einmal höflich – „Argumente“ ebenfalls: „Sie übernehmen das Land‘, ‚Sie verdrängen uns‘, ‚Sie kriegen Sozialhilfe und Kindergeld, und für uns bleibt nichts!“ (S. 134).

Viele der Arbeiter*innen wählten, so Eribon, etwas pflichtschuldig der Linie der Gewerkschaft treubleibend, trotzdem links. Allerdings „wählte man gewissermaßen gegen seinen unmittelbaren rassistischen Reflex an, ja ge-

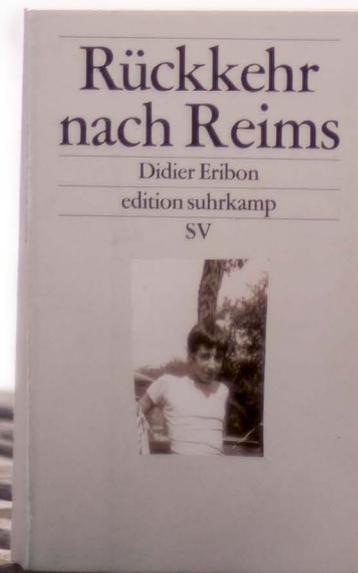
gen einen Teil seines eigenen Selbst, so stark waren diese rassistischen Empfindungen“ (S. 135). In der Öffentlichkeit habe man dann auch von offen rassistischen Formulierungen abgesehen oder sie relativiert:

„Nicht selten begannen oder endeten Sätze mit der Formel ‚aber ich bin kein Rassist‘, oder man hob demonstrativ hervor, dass es bei ‚denen‘ auch ‚normale Leute‘ gebe [...]. Es dauerte, bis dieser Alltagsrassismus, unterstützt und allmählich ideologisch angereichert von einem organisierten Diskurs, der ihm Sichtbarkeit und politische Bedeutung verlieh, zum dominierenden Modus der Wahrnehmung der sozialen Welt wurde.“ (S. 135)

Ich glaube, dass hiermit wiederum ein Teil des Erfolges von *Rückkehr nach Reims* im deutschen Sprachraum erklärt ist: Eribon nimmt präzise den schwelenden Alltagsrassismus unter die Lupe und versucht zu erklären, wie dieser sich dann im zynischen politischen Diskurs niederschlägt.

Ähnlich aktuell (zur Erinnerung: das Buch erschien auf Französisch bereits 2009) äußert sich Eribon zu einem weiteren Thema. Wieder bleibt er nah am persönlichen Umfeld. Ein Erlebnis seiner Mutter erscheint fast unglaublich, so offensichtlich ungerecht stellt sich die Situation am Arbeitsplatz dar:

„Sexuelle Belästigung war eines [der] ungeschriebenen Gesetze. Mehrere Male wurde meine Mutter von den Ehemännern ihrer



Arbeitgeberinnen zu vertraulichen Rendezvous gebeten. Weil sie nicht hinging, wurde sie am nächsten Tag von der Chefin des Hauses hinausgeworfen: Der Ehemann hatte behauptet, sie habe ihm Avancen gemacht.“ (S. 60)

Es ist wahrscheinlich nur in einer Post-#MeToo-Welt möglich, dass eine solche Aussage nicht mehr als übertriebene „feministische“ Fiktion sondern als allgemein anerkannte Realität gesehen werden kann. Eribons Erzählung passt zur für viele überraschenden Erkenntnis, dass so etwas tatsächlich passiert, jeden Tag.

Vielleicht etwas peinlich, aber was soll's: Ein Plädoyer für die Soziologie

Auch wenn man in manchen Punkten sicherlich geteilter Meinung sein kann, ist die Relevanz einiger Argumente Eribons wohl kaum wegzudiskutieren. Eine letzte kontroverse These zum Abschluss: Die strikte Ablehnung einer Idee wie „Klassenbewusstsein“ ist für Eribon „nichts anderes als das naive Eingeständnis eines Privilegierten [in diesem Fall des großen konservativen französischen Soziologen Raymond Aron], der glaubt, schon die Beschreibung seines eigenen sozialen Status sei Soziologie“ (S. 92).

Hinter dieser Spitze Eribons steckt natürlich eine größere Frage: Wenn es um etwas anderes als die bloße Beschreibung des eigenen sozialen Status geht; was soll Soziologie denn dann genau sein? Eribon nähert sich dem Thema im Grunde etwas plattitüdenhaft. Er weist darauf hin, dass „sich das Private und Politische unentwerrbar mischen und [...] man jede Form von ‚Privatheit‘ als ein Produkt der Öffentlichkeit ansehen kann [...]“ (S. 198). Neu ist das sicher nicht. Ob es stimmt, lässt sich diskutieren. Aber es kann heutzutage vielleicht nur jemand wie Eribon sein – ein, wie er in Teil 5 von *Rückkehr nach Reims* eindrücklich beschreibt, aufgrund seiner Homosexualität nach wie vor von täglicher Diskriminierung Verfolgter –, der es wagt, diese These in den Mittelpunkt eines soziologischen Buches zu stellen.

Ich weiß nicht genau warum, aber mir persönlich wäre die Aussage, das Private sei politisch, wohl irgendwie peinlich. Doch möglicherweise liegt der eigentliche Wert von *Rückkehr nach Reims* auch genau darin, einer

Aussage neue Relevanz zu verleihen, die sich ansonsten häufig zwischen angestaubter 70er-Jahre-Rhetorik und weltfremdem Blödsinn bewegt hatte. Etwas differenzierter ließe sich Eribons Buch abschließend vielleicht in einigen Thesen zusammenfassen. Diese Thesen könnten Bestandteil eines Plädoyers sein. Und zwar eines Plädoyers für die Soziologie.

Also, Herr Eribon: Warum ist Soziologie wichtig?

1. Weil es nicht ausreicht zu behaupten, dass etwas problematisch ist, sondern weil es nur überzeugt, wenn man weiß, warum.
2. Weil es außer möglicherweise „legitimer Ungleichheit“ auch schlicht „Ungerechtigkeit“ gibt, die es zunächst festzustellen, darüber hinaus aber auch loszuwerden gilt.
3. Weil hinter abstrakten Theorien immer echte Menschen stecken, und das Entscheidende die letzteren sind, nicht die ersteren.
4. Weil das Private eben doch politisch ist.

Wie gesagt: Es ist ein bisschen peinlich, das Offensichtliche zu sagen. Aber andererseits ist es schon auffällig und kurios, wie häufig selbst Soziologiestudent*innen oder auch „richtige Soziolog*innen“ das Offensichtliche zu vergessen scheinen. Wenn – wie viele „richtige Soziolog*innen“ das sicher behaupten werden (denn natürlich ist es „populärwissenschaftlich“, „deterministisch“, „undifferenziert“, „politisch motiviert“, „methodisch fragwürdig“, etc.) – das Buch als soziologisches Werk letztlich wenig taugt, dient die Lektüre von *Rückkehr nach Reims* hoffentlich wenigstens als Erinnerung dafür, worum es bei dem ganzen Textelezen eigentlich nochmal geht. Und vielleicht ist Soziologie dann am Ende sogar doch für irgendwas gut.

VON MALTE NEUWINGER

Literaturverzeichnis

- Bourdieu, Pierre. 2001. „Die konservative Schule.“ S. 25–52 in *Wie die Kultur zum Bauern kommt. Über Bildung, Klassen und Erziehung. Schriften zu Politik & Kultur 4*, herausgegeben von M. Steinrück. Hamburg: VSA.
- Eribon, Didier. 2017. *Rückkehr nach Reims*. Berlin: Suhrkamp.

Anmerkung der Redaktion

1. Eine detailliertere Version dieses Kommentars findet Ihr online unter: <https://sozusagenblog.wordpress.com/2018/04/01/kommentar-rueckkehr-nach-reims/>

Unterworfen und doch souverän

Über die schöne Totalität des Individuums

VON TOBIAS GEHRING

Als die nigerianische Schriftstellerin Chimamanda Adichie erstmals aus ihrem Geburtsland in die USA reiste, machte sie eine einschneidende Erfahrung: Sie wurde schwarz. Selbstverständlich lag dies nicht daran, dass sich die Farbe ihrer Haut wundersamerweise während des Fluges geändert hätte. Neu war vielmehr, wie Adichies gesellschaftliches Umfeld auf ihre Hautfarbe reagierte. In Nigeria war dunkelbraune Haut einfach ein völlig bedeutungsloses körperliches Merkmal gewesen, so wie hierzulande grüne Augen. In den USA hingegen betrat Adichie einen sozialen Kontext, in dem Menschen mit diesem Merkmal in die gesellschaftliche Kategorie Schwarz eingeordnet und, davon ausgehend, zu Adressat*innen im Alltagswissen verankerter Bedeutungen und Normen werden. So erlebte Adichie, wie sie allerorten als schwarz klassifiziert wurde und man sie allein deswegen z.B. (fälschlicherweise) für weniger intelligent als ihre weißen Kommiliton*innen hielt. Nach und nach begann auch sie selbst, sich als Schwarze zu identifizieren (The Aspen Institute 2014: 2:46-6:22).

Das fabrizierte Subjekt

Simone de Beauvoir (2000: 265) paraphrasierend, wurde Adichie also nicht etwa in Nigeria als Schwarze geboren, sondern erst in den USA zur Schwarzen gemacht. Nicht in ihrer eigenen Hautfarbe, sondern in ihr äußerlichen gesellschaftlichen Verhältnissen, welche eine kategoriale Unterscheidung zwischen weißen und schwarzen Menschen hervorgebracht und wirkmächtig gemacht haben, wurzelt ihr Schwarzsein. „Schwarz zu sein ist keine *Eigenschaft*, sondern eine *gesellschaftspolitische Position*.“ (Sow 2015: 608). Damit stehen Adichies Erfahrungen sinnbildlich für die Theorie Michel Foucaults, welcher den Menschen – oder, wie es bei ihm heißt, das Subjekt – als Produkt gesellschaftlicher

Wissens- und Machtgeflechte, sogenannter Diskurse, begreift. Nicht nur Schwarz und Weiß, sondern auch Mann und Frau, Vernünftig und Wahnsinnig – ja, alle Kategorien, denen wir als Menschen zugehörig sind, und damit wir selbst – sind aus foucaultscher Perspektive nicht in uns selbst, sondern in gesellschaftlichen Diskursordnungen verankert (Bublitz 2008).

Hieraus ergeben sich weitreichende Konsequenzen, die zu vehementer Kritik an Foucaults Menschenbild veranlasst haben. Denn wenn die Kategorien, denen wir angehören, und darüber unsere Identität, nicht uns selbst, sondern gesellschaftlichen Wissensordnungen und Machtverhältnissen entstammen – kann es dann ein Selbst jenseits dieser Verhältnisse geben? Ist da noch Raum für ein wahres Ich, einen authentischen, inneren, wahrhaftig persönlichen Wesenskern? Foucaults Antwort (2013a: 923) lässt an Klarheit nichts zu wünschen übrig:

„Die schöne Totalität des Individuums wird von unserer Gesellschaftsordnung nicht verstümmelt, unterdrückt, entstellt; vielmehr wird das Individuum darin dank einer Taktik der Kräfte und der Körper sorgfältig fabriziert.“

Kein Platz für Freiheit?

Das Individuum – nurmehr ein Fabrikat der Gesellschaftsordnung. Das eigene Selbst jenseits derselben – eine Illusion. Macht uns das nicht zu Sklaven jener Gesellschaftsordnung, die uns fabriziert? Ist es dann nicht anstelle unserer selbst, jene Ordnung, die bestimmt, wer wir sind, uns in diese oder jene Form zwingt, uns zu diesem oder jenem Menschen macht, so, als wären wir nur Wachs in den Händen eines Anderen?



Foto: © sozusagen-Redaktion

Sind wir alle nur gestanzte Einzelfälle?

Man hat Foucault so gelesen, und eben darum so scharf kritisiert. So schreibt etwa Jürgen Habermas (1985: 343), man könne mit Foucault „vergesellschaftete Individuen nur als Exemplare [...], als die standardisierten Erzeugnisse einer Diskursformation – als gestanzte Einzelfälle“ wahrnehmen. Und tatsächlich ist bei Foucault das Subjekt ein der Gesellschaftsordnung, der diskursiven Macht unterworfenen Individuum (Bublitz 2008: 293f.). Er charakterisiert den Menschen als Produkt – und nicht etwa als Schöpfer – gesellschaftlicher Verhältnisse (ebd.: 294). Aber er sagt mehr als das. Wenn Foucault vom unterworfenen Subjekt spricht, dann bedient er sich dabei eines paradox erscheinenden Ausdruckes: Für ihn ist der Mensch ein „unterworfener Souverän“ (2013b: 378). Wir sind also unterworfenen Produkte gesellschaftlicher Verhältnisse, und doch daneben und darüber hinaus auch souverän und frei.

Wer bin ich, und wenn ja, wie viele?

Um zu verstehen, wie das sein kann – wie wir als Subjekte zugleich unterworfen und souverän sein kön-

nen, und wie demnach unsere eigene Identität zugleich gesellschaftlich fabriziert und doch von uns selbst gestaltet sein kann – ist es meines Erachtens wesentlich, den Begriff der schönen Totalität des Individuums unter die Lupe zu nehmen. Mit dem indischen Ökonomen und Intellektuellen Amartya Sen möchte ich diese Totalität verstehen als ein Ensemble „pluraler Zugehörigkeiten“ (2010: 38), die uns in ihrer Gesamtheit zu den Menschen machen, die wir sind. Plural deshalb, weil wir nicht allein ein oder zwei Kategorien – beispielsweise einer „Rasse“ und einem Geschlecht – angehören, sondern dutzenden, wie es Sen (2010: 33f.) am Beispiel seiner selbst ausführt:

„Was mich betrifft, so kann man mich zur gleichen Zeit bezeichnen als Asiaten, Bürger Indiens, Bengalen mit bangladeschischen Vorfahren, Einwohner der Vereinigten Staaten oder Englands, Ökonomen, Dilettanten auf philosophischem Gebiet, Autor, Sanskritisten, entschiedenen Anhänger des Laizismus und der Demokratie, Mann, Feminis-

ten, Heterosexuellen, Verfechter der Rechte von Schwulen und Lesben, Menschen mit einem areligiösen Lebensstil und hinduistischer Vorgeschichte, Nicht-Brahmanen und Ungläubigen, was das Leben nach dem Tode [...] angeht. Dies ist nur eine kleine Auswahl der unterschiedlichen Kategorien, denen ich gleichzeitig angehören kann.“

Nun wäre dies für sich allein noch eine recht banale Feststellung. Schließlich wird die Tatsache, dass wir mehreren Kategorien gleichzeitig angehören, wohl von niemandem ernsthaft bestritten werden. Ihren entscheidenden, freiheitsbejahenden Kerngedanken offenbart Sens Theorie pluraler Zugehörigkeiten an anderer Stelle.

Die Freiheiten, die wir haben

Denn Sen (2010: 33-53) legt entschieden Widerspruch gegen die These ein, dass unter diesen vielen Zugehörigkeiten eine bestimmte – etwa die zu einer Kultur oder zu einer Klasse – als Basis der gesamten Persönlichkeit unabänderlich und für alle Menschen die wichtigste sei (siehe etwa Schrader et al. 1979: 51-73). Wir selbst können entscheiden, wie wichtig diese oder jene Zugehörigkeit für unser Leben und unsere Persönlichkeit ist. So mag der eine Christ als Mönch im Kloster leben, die andere Christin hingegen einmal jährlich zu Weihnachten in die Kirche gehen und den lieben Gott ansonsten einen guten Mann sein lassen. Ebenso mag für den einen Nationalität sich in der durch den Pass dokumentierten Zugehörigkeit zu einem politischen Kollektiv erschöpfen, für die andere zu einem mit Patriotismus verbundenen, wesentlichen Persönlichkeitselement werden. Und noch eine zweite Freiheit ist einem*r jeden von uns gegeben: Wir können bestimmte Zugehörigkeiten aus dem Ensemble, das unsere Identität bildet, aus der schönen Totalität unserer Individualität, ausschließen und umgekehrt auch andere neu hinzufügen. Dies ist etwa bei einer religiösen Konversion, der Annahme einer neuen Staatsbürgerschaft oder einer Geschlechtsangleichung der Fall.

Selbstverständlich behauptet Sen dabei nicht, dass diese Freiheiten grenzenlos seien. Wiederum sind es gesellschaftliche, politische und ökonomische Rahmenbedingungen, die diese mal mehr, mal weniger limitieren. So konnte man als Jude im Dritten Reich kaum die Entscheidung treffen, dass die Zugehörigkeit zum Judentum im eigenen Leben keine Rolle spielt. Und ebenso wenig kann heutzutage eine ugandische Bäuerin mit vier Kindern einfach beschließen, ab morgen eine weiße,

deutsche, kinderlose Soziologiestudentin zu sein. Aber dass Freiheit begrenzt ist, heißt, wie Sen darlegt, nicht, dass es keine Freiheit gebe: Ich kann mir keinen Privatjet kaufen; aber nichtsdestotrotz habe ich die reelle Wahlfreiheit, ob ich Käse oder Wurst, Kaffee oder Tee kaufe (Sen 2010: 43-46).

Wähle deine Position!

Am wichtigsten aber: Die von Sen diagnostizierten, begrenzten, aber zweifelsohne vorhandenen Freiheiten bei der Ausgestaltung der eigenen Identität bestehen auch dann fort, wenn man mit Foucault erkennt, dass die pluralen Kategorien, denen Menschen angehören, ihren Ursprung nicht im Subjekt selbst, sondern in diskursiven Macht-Wissens-Ordnungen haben. So erzählt etwa Adichie, wie sie anfänglich die Subjektkategorie Schwarz für sich zurückwies und beispielsweise in Formularen stattdessen „Sonstiges“ ankreuzte, sich später aber aktiv mit der Geschichte der Schwarzen in den USA auseinandersetzte, rassistische Stereotype hinterfragte und sich schlussendlich auch selbst als Schwarze zu identifizieren begann (The Aspen Institute 2014: 4:48-6:22). Dieser selbstbestimmte, von Adichie als bewusste Reise beschriebene Übergang von der Ablehnung zur Annahme einer Subjektkategorie verweist auf eine grundsätzlich, auch mit Blick auf andere Kategorien, gegebene Möglichkeit zur reflexiven Selbstpositionierung: Gesellschaftliche Macht-Wissens-Ordnungen, die uns als weiß oder schwarz, als Mann oder Frau, als deutsch oder einer anderen Nationalität zugehörig kategorisieren, zwingen uns, uns irgendwie zu diesen Kategorien zu positionieren. Aber *wie genau* wir das tun – ob wir die Kategorie ablehnen oder annehmen, ob wir ihr mehr oder weniger Gewicht im Ensemble unserer pluralen Zugehörigkeiten zubilligen – das ist, vom Grundsatz her, uns überlassen.

Wir sind also tatsächlich unterworfen und doch souverän. Unterworfen sind wir den gesellschaftlichen Wissens- und Machtordnungen, welche die Kategorien, denen wir angehören, und damit uns als Menschen produzieren: Eine Identität jenseits dieser Ordnung, dieser Kategorien ist uns nicht gegeben. Souverän aber sind wir, da die Pluralität der Kategorien uns mehr als ein mögliches Selbst innerhalb dieser Ordnung eröffnet. Wir sind es dann, die durch unsere Positionierung zu den Kategorien, die wir ablehnen oder annehmen und die wir unterschiedlich gewichten können, aus diesen vielen möglichen Identitätsentwürfen stets aufs Neue unsere eigene Identität wählen. Hierin äußert sich unser „Eigensinn menschlicher Deutungs- und Handlungspraxis“,

der zwischen den gesellschaftlich-diskursiven Kategorien und unserer persönlichen Identität steht (Keller 2013: 33) und uns eben nicht zu gestanzten Einzelfällen macht. Darum also ist die von der Gesellschaftsordnung fabrizierte Totalität des Individuums tatsächlich eine schöne – ein Raum nicht der grenzenlosen, aber doch der real vorhandenen Freiheit und Selbstbestimmung.

Literaturverzeichnis

- Bublitz, Hannelore. 2008. „Subjekt.“ S. 293–296 in *Foucault-Handbuch. Leben, Werk, Wirkung*, herausgegeben von C. Kammler, R. Parr, U. J. Schneider. Stuttgart: Metzler.
- de Beauvoir, Simone. 2000. *Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Foucault, Michel. 2013a. „Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses.“ S. 701–1020 in *Michel Foucault: Die Hauptwerke*, herausgegeben von A. Honneth, M. Saar. Berlin: Suhrkamp.
- Foucault, Michel. 2013b. „Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften.“ S. 7–470 in *Michel Foucault: Die Hauptwerke*, herausgegeben von A. Honneth, M. Saar. Berlin: Suhrkamp.
- Habermas, Jürgen. 1985. *Der philosophische Diskurs der Moderne. Zwölf Vorlesungen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Keller, Reiner. 2013. „Zur Praxis der Wissenssoziologischen Diskursanalyse.“ S. 27–68 in *Methodologie und Praxis der Wissenssoziologischen Diskursanalyse. Band 1: Interdisziplinäre Perspektiven*, herausgegeben von R. Keller, I. Truschkat. Wiesbaden: VS.
- Schrader, Achim, Bruno W. Nikles, Hartmut M. Griese. 1979. *Die zweite Generation. Sozialisation und Akkulturation ausländischer Kinder in der Bundesrepublik*. Kronberg: Athenäum.
- Sen, Amartya. 2010. *Die Identitätsfalle. Warum es keinen Krieg der Kulturen gibt*. München: dtv.
- Sow, Noah. 2015. „Schwarz: Ein kurzer vergleichender Begriffsratgeber für Weiße.“ S. 608–610 in *Wie Rassismus aus Wörtern spricht. (K)Erben des Kolonialismus im Wissensarchiv deutsche Sprache. Ein kritisches Nachschlagewerk*, herausgegeben von S. Arndt, N. Ofuatey-Alazard. Münster: Unrast.
- The Aspen Institute. 2014. *An Interview with "Americanah" Author Chimamanda Ngozi Adichie*. Washington: The Aspen Institute. Letzter Zugriff: 23.10.2017 (<https://www.youtube.com/watch?v=2ijEqposkyk>).

Blickfang



Hier wird studiert! (Mehr zu den Hintergründen dieses Bildes erfährt Ihr auf Seite 46.)

Das Ausscheiden aus dem Mandat als Gefährdung der parlamentarischen Demokratie?

VON MARVIN S. M. BRINKMANN

Mit der Wahl des 18. deutschen Bundestages (2013–2017) haben über 200 Abgeordnete ihr Mandat verloren. Für die aktuelle Wahl des 19. Bundestags schied besonders durch das Auftreten der AfD viele Abgeordnete aus ihrem sicher geglaubten Amt. Bei 631 bzw. aktuell 709 Abgeordneten mag dies als gesunder Wechsel erscheinen, jedoch ergeben sich durch deren prekäre Berufssituation nach dem Ausscheiden erhebliche Folgen für die plurale Zusammensetzung des Parlaments.

Vor knapp 50 Jahren hat Gerhard Loewenberg (Loewenberg 1969) eine erste Studie über Abgeordnete veröffentlicht. Daraufhin folgten bis zum Jahr 2003 acht umfassende Abgeordnetenbefragungen (vgl. Weißels 2003: 1). Allerdings betrachteten diese lediglich Abgeordnete auf dem Weg ins Mandat, bzw. Abgeordnete während ihrer Amtszeit (vgl. Edinger und Schwarz 2009: 6). Was nach dem Ausscheiden von Abgeordneten aus dem Mandat mit ihnen geschieht, ist in der deutschen Abgeordnetenforschung erst in den letzten Jahren vermehrt zum Forschungsinteresse von Studien geworden (vgl. Best et al 2005; Kreiner 2006; Edinger und Schwarz 2009; Kienbaum 2014). Die Erlangung einer beruflichen Stellung durch den Modus der Volkswahl ist berufssoziologisch ein Sonderfall. Aus der Perspektive von *Entscheidung und Zwang* spielt die Gefahr, aus einem Amt herausgewählt zu werden, eine entscheidende Rolle. Die Entscheidung zur Kandidatur für eine solche Wahl geht für einen Großteil der Kandidaten*innen mit besonderen Risiken für das Leben nach dem potentiellen Amt einher.

Politik als Beruf

In Max Webers Vortrag (1919) über *Politik als Beruf* konstruierte dieser einen Dualismus von „für die Politik leben“ und „von der Politik leben“. „Von“ der Politik lebenden Politiker*innen wird hierbei vorgeworfen,

dass diese ihr Amt als eine ständige Einnahmequelle betrachten. „Für“ die Politik lebenden Politiker*innen wird der Dienst an einer Sache zugesprochen. Um jedoch für die Politik leben zu können, müsse man ökonomisch unabhängig sein, was jedoch in eine Plutokratie (Herrschaft der Wohlhabenden) führt. Um der Plutokratie zu entkommen, wird in der Moderne ein „von der Politik leben“ ermöglicht, durch monetäre Anreize wie die Abgeordnetenentschädigung, die Altersentschädigung, das Übergangsgeld und das Rückkehrrecht (vgl. Borchert 2003: 31). Dies steht jedoch im Widerspruch mit der Vorgabe guter Politiker*innen, „für“ die Politik zu leben. Nun bereitet gerade solchen Abgeordneten das Ausscheiden große Schwierigkeiten, da sie im Anschluss einen anderen Beruf jenseits der Abgeordnetentätigkeit ausüben müssen. Auch für Abgeordnete, die „für“ die Politik leben, ergibt sich im Anschluss meist eine Tätigkeit jenseits des Abgeordnetenamts, jedoch könnten sie – so zumindest die Theorie – ihr Leben im Anschluss ohne Erwerbstätigkeit fortführen, da sie ein lebenssicherndes Niveau an Wohlstand bereits vor ihrem Amt innehatten. Während „für“ die Politik lebende Abgeordnete ihr Amt auch ohne Entlohnung ausüben könnten, müssen sich „von“ der Politik lebende Abgeordnete zusätzlich der kräftezehrenden Ungewissheit über die zukünftige Lebenssituation aussetzen, die in Folge eines etwaigen Verlusts ihres Amtes droht.

Voraussetzung für die Unabhängigkeit von Abgeordneten

Die Zusammensetzung eines Parlaments prägt seine Außenwahrnehmung und ist zugleich für Inhalt und Strukturierung der parlamentarischen Arbeit relevant (vgl. Edinger 2009: 178f.). Deshalb ist es für die parlamentarische Demokratie wichtig auch nicht-wohlha-

benden Abgeordneten die Chance auf eine Karriere im Parlament zu gewährleisten. Dennoch haben sich die Berufsfelder, aus denen Abgeordnete rekrutiert werden, in vier Jahrzehnten kaum verändert (vgl. ebd.: 208). Beamt*innen hatten schon immer und haben auch weiterhin einen hohen Anteil unter den Abgeordneten (vgl. Edinger 2009: 185). Unter ihnen befinden sich größtenteils Jurist*innen, Lehrer*innen oder Verwaltungsfachkräfte. Bei Kreiner (2006: 46) machen diese mehr als ein Viertel ihrer Stichprobe aus und in der Kienbaum-Studie (2014: 19) sogar knapp ein Drittel. Deshalb stellt sich die Frage, ob es für potentielle Abgeordnete nicht noch einen anderen wichtigen Aspekt für den Zugang zur Politik gibt, außer „von“ der Politik leben zu können. Denn anscheinend hält auch die Möglichkeit „von“ der Politik leben zu können, weiterhin viele Berufsgruppen von dem Mandat fern. Da die Beamt*innen (vgl. Posener: 2012) in Deutschland lediglich 2,3% ausmachen, sind diese als Volksvertreter jedoch stark überrepräsentiert. Demzufolge scheint es, dass Beamt*innen günstigere Möglichkeiten gegeben sind, ein Mandat auszuüben. Dies könnte damit zusammenhängen, dass sich nach dem Mandatsverlust vermeintlich existentiell gefährdete Personen oder solche, die einen Statusverlust im Anschluss befürchten, da sie ihre Karriere in der freien Wirtschaft durch eine mindestens vierjährige Pause verlieren könnten, gar nicht erst für eine Kandidatur antreten.

Für Beamt*innen wiederum scheint diese Gefährdung nicht zu bestehen. Dass die Abgangsbedingungen den Zugang zum Amt bestimmen, belegte auch schon Kreiner in ihrer Verbleibsstudie „Amt auf Zeit“ (vgl. Kreiner 2006: 143). Kreiner sieht hierbei das Leben nach dem Amt als das Problem, vor welchem Abgeordnete

stehen. Zumal die parlamentarische Laufbahn bzw. vor allem ihre Laufzeit kaum gefährdet sei, was wiederum 70% der ehemaligen Abgeordneten bestätigen würden (vgl. Best et. al 2005: 19). Es scheint, als seien die Folgen des Ausscheidens maßgeblich dafür verantwortlich, eine Tätigkeit als Abgeordnete*r abzulehnen. Dies könnte auch hoch qualifiziertes Personal davon abhalten, ein Abgeordnetenmandat anzustreben. Eine gut funktionierende parlamentarische Demokratie benötigt jedoch hoch qualifizierte Abgeordnete. Wenn diese nun nicht mehr – oder nur vereinzelt – das Mandat des *zentralen mächtigsten Akteurs* (vgl. Loewenberg 1969) wahrnehmen, so könnte dies das Amt abwerten und die Institution der parlamentarischen Demokratie gefährden.

Viele Abgeordnete sind häufig nicht auf das Ausscheiden vorbereitet (vgl. Kreiner 2006: 138). Zwar greift bereits während der Amtszeit die Abgeordnetenentschädigung, die ein Teil der sogenannten Diäten ist und seit dem 1. Juli 2016 einer Summe von monatlich 9327,21 € entspricht und einkommenssteuerpflichtig ist (AbgG § 11). Zudem wird sie automatisch an die Besoldung eines Richters im obersten Gerichtshof des Bundes angepasst. Sie ist die praktische Umsetzung des „von“ der Politik leben nach Weber. Die Abgeordnetenentschädigung betrifft nicht das Ausscheiden direkt, da sie den Abgeordneten nur während ihrer Amtszeit ausgezahlt wird. Indirekt kann an ihr jedoch der monetäre Aufstieg oder Abstieg des einzelnen Abgeordneten nach dem Mandat festgemacht werden, der oft auch mit sozialen Veränderungen synonym verwendet wird.

Im Anschluss an das Ausscheiden tritt zunächst das Übergangsgeld ein, welches der Höhe der Abgeordnetenentschädigung entspricht und die Rückkehr in den



Plenarsaal des deutschen Bundestages.

Foto: <https://pixabay.com/de/bundestag-regierung-politik-369049/>

	Maria Kreiner (2006): Amt auf Zeit	Best et al. (2005): Deutsche Abgeordnetenbefragung	Kienbaum-Studie (2014): Nach dem Bundestag
Pensionäre	22 %	28%	26%
Berufsrückkehrer	9%	28%	20%
Berufsfortführer	26%	n.v.	n.v.
Berufswechsler	31%	38%	30%
Problemfälle	12%	6%	24%

Tabelle: Eigene Darstellung.

Fallgruppen im Vergleich

alten oder den Übergang in einen neuen Beruf erleichtern und damit die Unabhängigkeit der Abgeordneten sichern soll. Das Übergangsgeld ist keinesfalls ein exklusives Mittel der Berufsgruppe der Abgeordneten, sondern weitestgehend gebräuchlich für gleichwertige Positionen in der Wirtschaft. Pro Jahr Amtszeit im Parlament erhalten die Abgeordneten einen Monat Übergangsgeld (für einen Zeitraum von bis zu 18 Monaten). Kreiner (2006: 71ff.) bestätigte, dass dieses nur in 24 % der Fälle seinen Zweck erfüllt und lediglich 10 % der Abgeordneten aller Fallgruppen mit dem Ausscheiden eine Statusverbesserung erfahren hätten. Das Bild der öffentlichen Meinung, nach welchem Abgeordnete im Allgemeinen nach dem Mandat eine Spitzenposition in der freien Wirtschaft erhalten, ist folglich nicht haltbar. Die Kienbaum-Studie (2014: 17) hat Gehaltsklassen vor und nach dem Mandat erfragt und als Ergebnis festgehalten, dass sich die Schere zwischen Geringverdienern und solchen mit einem Spitzeneinkommen von über 200.000 € im Jahr nach dem Mandat weiter geöffnet hat.

Das Ausscheiden aus dem Amt neigt demnach zur Polarisierung dieser Extremfälle. Weiterhin steht den Abgeordneten, sofern sie aus einer abhängigen Beschäftigung heraus in das Parlament gewählt wurden, ein Rückkehrrecht in ihr altes Berufsfeld zu. Dieses ist faktisch als Kündigungsschutz bis zu einem Jahr nach Mandatsende anzusehen.

Praxis der Gewährleistung der (finanziellen) Unabhängigkeit von Abgeordneten

Die Studien von Kienbaum (2014) und Kreiner (2006) clustern die ausgeschiedenen Abgeordneten in dieselben Gruppen (Pensionäre, Berufsrückkehrer, Berufsfortführer, Berufswechsler und „Problemfälle“) in Anlehnung an Best et al. (2005).

Die brisantesten Fälle in den Gruppen sollen hier in Kürze nachgezeichnet werden. So stellt Michael Edinger (2009: 189) fest, dass eine Berufstätigkeit neben

dem Mandat kaum realisierbar sei, was aufgrund der durchschnittlichen, wöchentlichen Arbeitszeit von 66 Stunden während Sitzungswochen (vgl. auch Ertl 1992: 53) verständlich erscheint. So sind Berufsfortführer eine Fallgruppe die theoretisch gar nicht bestehen dürfte, während dies praktisch der Fall ist. Die „Problemfälle“, die brisanteste Gruppe, schwankt in den Studien und bestand in der Kienbaum-Studie aus 24% der ausgeschiedenen Abgeordneten. Dies sind jene Fälle, bei denen das Rückkehrrecht nicht gegriffen hat, da der Arbeitsplatz zum Beispiel gar nicht mehr bestand, etwa aufgrund eines Konkurses der Firma, oder aber weil der Arbeitgeber nicht bereit war, den Abgeordneten nach mehrjähriger Abstinenz vom Berufsleben durch das Mandat wieder einzustellen. Die Abgeordneten hätten das Rückkehrrecht zwar einklagen können, jedoch gibt es dazu noch keinen Präzedenzfall, da eine Beschäftigung, die durch eine Klage erzielt wurde, im Anschluss keine zufriedenstellende Arbeitsstelle sein kann und dies deshalb bisher nicht ernsthaft in Erwägung gezogen wurde. Auch nach Ende der Auszahlung des Übergangsgelds waren viele Abgeordnete, trotz intensiver Arbeitssuche, weiterhin arbeitslos. Die Altersentschädigung konnte bei den „Problemfällen“ noch nicht beantragt werden, da sie noch zu weit vom Pensionsalter entfernt waren, und die Abgeordnetenentschädigung bleibt nach dem Ausscheiden aus dem Mandat aus. Viele Abgeordnete befanden sich auch nach Ende der Auszahlung des Übergangsgeldes nicht wieder in einem Berufsverhältnis. In einem System, wie der repräsentativen Demokratie, bei der die obersten Entscheidungsträger*innen im Anschluss an ein Mandat offenbar in die Arbeitslosigkeit versinken, ist unweigerlich die Frage aufgeworfen, inwieweit sich hoch qualifiziertes Personal für eine solche Stelle zur Verfügung stellt. So viel zunächst zu den rechtlichen, monetären Mechanismen, die die Unabhängigkeit des Abgeordneten schützen sollen.

Es zeigte sich, dass viele Abgeordnete gezwungen sind, früher in Pension zu gehen und dass die zeitliche



Entfernung vom Berufsleben außerhalb des Mandats die Rückkehr erschwert. Zwar leben alle Politiker*innen heute auch „von“ der Politik, da sie gewisse Bezüge erhalten, jedoch in unterschiedlichem Maße. Die „Problemfälle“ stehen hier wieder exemplarisch dafür, dass das „von“ der Politik leben teilweise dennoch nicht ausgereicht hat. Allerdings ist auch das „für“ die Politik leben, besonders bei Berufswechslern, die zu einem Statusanstieg führen, in einigen Sonderfällen fragwürdig. So würde, wie bereits gesagt, die Schere zwischen Geringverdienern und solchen mit einem Einkommen von über 200.000 € im Jahr nach dem Mandat weiter aufgehen (vgl. Kienbaum 2014: 17). Das Wissen über die Folgen des Ausscheidens kann die Arbeitsweise der Abgeordneten beeinflussen, da somit Fälle wie die freiwilligen Ausscheider*innen oder auch die Berufsfortführer*innen entstehen. Dies wird häufig mit dem zu großen Risiko einer folglich mindestens achtjährigen Abstinenz gerechtfertigt. Diese Fallgruppen gelten somit als Beleg für die Beeinflussung der Abgeordneten durch das Wissen über die Risiken des Ausscheidens. Obwohl diese Fallgruppen auch auf anderen Wege entstehen können, sind sie doch in einigen Fällen Beleg für die Beeinflussung der Abgeordneten durch das Wissen über die Ausscheider-Thematik. Auch potentiellen Kandidaten ist das bewusst und auch diese können hierdurch nach einer möglichen Wahl in ihrer Entscheidung ein Mandat anzunehmen beeinflusst werden, auch wenn hier in den Studien keine empirischen Fälle vorgezeigt werden konnten.

Beeinträchtigung der Entscheidung für ein Mandat

Die Funktionsausübung des Parlaments, in Form der Arbeitsweise der Abgeordneten, ist somit trotz scheinbar rechtlicher Absicherung beeinträchtigt. Die hohe Dreifachbelastung durch das Ausführen des Mandats, den Wahlkampf und die parallele Jobsuche, ist mit einem „für“ die Politik leben fast unmöglich zu vereinbaren. Hier hätten sich die Abgeordneten aus den Befragungen mehr Unterstützung von den Parteien oder vom Parlament erhofft. Solche Unterstützung bestand jedoch in der Regel nicht. Für die parlamentarische Demokratie selbst besteht in Folge ihrer beruflichen Zusammensetzung auch ein Legitimitätsproblem, da das Parlament das ganze Volk vertreten sollte und nicht nur „für“ die Politik lebende, wohlhabende Politiker*innen die Möglichkeit haben sollten, ein Mandat gefahrlos auszuüben. Die Gefahr der wahrscheinlichen Abwahl eines oder einer Abgeordneten beeinflusst folglich schon in erster Linie die

Entscheidung, sich überhaupt erst zur Wahl aufstellen zu lassen. Die Entscheidung für ein solches Mandat unterliegt folglich dem strukturellen Risiko der Deselektion (vgl. Edinger und Schwarz 2009: 13). Eine parlamentarische Demokratie, die jedoch selbst ihre direkten Mitglieder in soziale Missstände führt, kann ihre Werte nicht glaubhaft vermitteln.

Literaturverzeichnis

- AbgG § 11. Online unter: http://www.gesetze-im-internet.de/abgg/_11.html am 23.03.2015.
- Best, H., Michel Edinger, Stefan Jahr und Karl Schmitt. 2005. *Zwischenauswertung der Deutschen Abgeordnetenbefragung 2003/2004*, Friedrich Schiller Universität Jena, Jena. Abgerufen am 03.03.2015 (<http://www.sfb580.uni-jena.de/typo3/uploads/media/Gesamtergebnis.pdf>).
- Borchert, Jens. 2003. *Die Professionalisierung der Politik. Zur Notwendigkeit eines Ärgernisses*, Frankfurt [u.a.]: Campus.
- Edinger, Michael. 2009. „Profil eines Berufsstands: Professionalisierung und Karriere logiken von Abgeordneten im vereinten Deutschland“ S. 177–215 in *Parlamentarismusforschung in Deutschland*, herausgegeben von Helmar Schöne und Julia von Blumentahl. Baden-Baden: Nomos.
- Edinger, M. und Bertram Schwarz. 2009. *Leben nach dem Mandat – Eine Studie zu ehemaligen Abgeordneten*. Friedrich Schiller Universität Jena.
- Ertl, Josef. 1992. „Gutwillig aber überfordert? Der Abgeordnete in Bonn.“ S. 52–56 in *Der Bundestag von innen gesehen*, herausgegeben von E. Hübner und H. V. Rausch. München: Piper.
- Kienbaum Management Consultants. 2014. „Nach dem Bundestag. Berufliche Perspektiven für Abgeordnete.“ Abgerufen am 24.02.2015. (http://www.kienbaum.de/Portaldata/1/Resources/downloads/brochures/Kienbaum_Nach-dem-Bundestag-Studie.pdf).
- Kreiner, Maria. 2006. *Amt auf Zeit. Eine Verbleibsstudie über ehemalige Bundestagsabgeordnete*. Baden-Baden: Nomos.
- Loewenberg, Gerhard. 1969. *Parlamentarismus im politischen System der BRD*. Tübingen: Rainer Wunderlich Verlag.
- Posener, Alan. 2012. „Die ganze Wahrheit über das deutsche Beamtentum.“ Abgerufen am 07.03.2015 (<http://www.welt.de/politik/deutschland/article111494894/Die-ganze-Wahrheit-ueber-das-deutsche-Beamtentum.html>).
- Weber, Max. 1987. [1919]. *Politik als Beruf*. Berlin: Duncker & Humblot.
- Weßels, Bernhard. 2003. „Abgeordnetenbefragung. Kurzfassung und Dokumentation der Ergebnisse“. Abgerufen am 24.02.2015 (<http://www.wzb.eu/sites/default/files/zkd/dsl/ber-fin1-all1.pdf>).

Die Entscheidung zwischen Schul- und Sportkarriere: Was ist Jugendlichen wichtiger?

VON SINJE MAREILLE BRINKMANN

Wie setzen Jugendliche ihre schulische Karriere und ihre Leistungssportkarriere miteinander in Bezug? Was wird als wichtiger für die aktuelle Lebenssituation verhandelt und inwiefern spielen Zwänge bei dieser wichtigen und täglich neu zu treffenden Entscheidung eine Rolle? Sowohl das Handlungsfeld Schule als auch das Handlungsfeld Leistungssport bergen nicht umgehbare Zwänge, denen sich die Schüler*innen bzw. Sportler*innen zum erfolgreichen Bestehen fügen müssen. Die Akteure müssen sich deshalb täglich neu entscheiden, ob sie sich weiterhin diesem Druck der unterschiedlichen Anforderungen aussetzen wollen. Die Entscheidung für eine leistungssportliche Karriere ist zwar jederzeit revidierbar, jedoch birgt ihre Zurücknahme hohe persönliche und soziale Kosten. Da die biologischen Zeitfenster, die Konkurrenzdichte und die individuelle Talententwicklung zu unkalkulierbar sind, stellt die sportliche Karriere ein deutlich erhöhtes Risiko dar, in eine nicht nur physische, sondern auch psychische und soziale Hochkostensituation zu geraten (vgl. Wippert 2011:17). Durch diese Irreversibilität und Unvorhersehbarkeit des Erfolgs wird es immer schwieriger, einen einmal eingeschlagenen Pfad wieder zu verlassen, da das Risiko einer „biografischen Falle“ zunehmend höher wird (Bette und Schimank 2002).

Biografische Selbstentwürfe und Orientierungen

In der Untersuchung, welche für diesen Beitrag als Grundlage dient, wurde sich eng auf biografische Selbstentwürfe und Orientierungen bezogen und die Rahmung der praxis- und milieutheoretisch informierten Überlegungen der institutionellen Wertsetzung in Zusammenhang mit der Lebenswelt der Akteure selbst vorgenommen. Die forschungsleitende Frage dabei war,

wie diese ihre biografische Relevanz der sportlichen und schulischen Laufbahn miteinander in Bezug setzen und institutionelle und individuelle Bedeutungen zusammenhängen. Unabhängig von der allgemeingültigen Bewertung der schulischen Leistungszertifikate wurde der Blick auf eine Schülerin einer Eliteschule des Sports und kontrastierend dazu auf einen Sportler der gleichen Schule gerichtet, um ihre individuellen Orientierungen hinsichtlich Schule und Sport herauszuarbeiten. Das empirische Material, welches in der Arbeit mit der Dokumentarischen Methode (vgl. Bohnsack 2011) untersucht wurde, entstand innerhalb des Forschungsprojektes „Exklusive Bildungskarrieren von Jugendlichen und der Stellenwert von Peerkulturen“ (Krüger, Keßler und Winter 2016). Dieses ist eines von fünf Teilprojekten der DFG-Forschergruppe „Mechanismen der Elitebildung im deutschen Bildungssystem“, welche seit 2011 am Zentrum für Schul- und Bildungsforschung der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg angesiedelt ist (vgl. Krüger und Helsper 2014).

Anforderungen der schulischen und sportlichen Karriere

Die Handlungsfelder Schule und Sport müssen trotz ihrer großen Divergenz im Falle von Jugendlichen mit dualen Karrieren miteinander kombiniert werden, da die gesetzliche Schulpflicht neben den hohen Anforderungen im Sport gleichermaßen erfüllt werden muss und als Zugangsvoraussetzung für spätere Berufsoptionen gilt. Doch der Leistungssport, vorangetrieben durch die radikale Leistungs- und Überbietungslogik und den Steigerungsgedanken, dass jeder jederzeit und überall seine Leistungsfähigkeit steigern kann (vgl. Werron 2005:266), fordert von den Jugendlichen ebenfalls einen erheblichen Zeitaufwand in Training, Wettkämpfen und Trai-



Foto: © sozusagen-Redaktion

Spannungsfeld: Bildung vs. Sport.

ningslagern und zudem leistungserhaltende Maßnahmen, wie ausreichend Regeneration und Massagen (vgl. Oppawsky 2013:19). Dort wird die Anforderungsstruktur jedoch aus kurz- und langfristigen Handlungsintentionen individuell anstatt – wie in der Schule – curricular bestimmt. Aus der Bewältigung dieser unterschiedlichen Anforderungen ergibt sich eine duale Karriere.

Unterschiede in schulischen und sportlichen Erfolgen

Die Erfolge innerhalb dieser Zweiheit dokumentieren sich jedoch in komplett unterschiedlichen Konstruktionslogiken (vgl. Richartz und Brettschneider 1996:246). Im Wettkampfsport müssen die Jugendlichen die Konkurrenten besiegen und bessere Leistungen als alle anderen erbringen. In der Schule müssen sie hingegen lediglich den gestellten Anforderungen genügen und vergleichen sich erst sekundär mit den Mitschüler*innen. Die Hauptschwierigkeit bei der Koordination dieser Karrieren ist, dass kein Transfer zwischen den beiden Handlungsfeldern möglich ist: Gute Schulleistungen haben keinen

Einfluss auf den Ausgang leistungssportlicher Wettkämpfe und umgekehrt leisten sportliche Leistungen keinen Beitrag zur Bewältigung schulischer Leistungsanforderungen (vgl. Teubert 2009). Die Karrieren laufen unabhängig voneinander. Auf der anderen Seite gilt die Schulpflicht im Kindesalter bis in die Jugend und auch die Zeit der Sportkarriere wird durch das Alter oder Verletzungen begrenzt. Deshalb stehen die Sportler*innen unter immer größerem Druck, den Anforderungen der Arbeitswelt gerecht zu werden und sich frühzeitig mit einer Karriere nach dem Leistungssport auseinanderzusetzen und sich finanziell und sozial abzusichern. Wie ein*e Schüler*in exemplarisch mit diesen Zwängen umgehen, wird im Folgenden kurz dargestellt.

Die Fußballerin Katharina und der Leichtathlet Philipp im Vergleich

Katharina Richter ist zum Zeitpunkt des Interviews 15 Jahre alt und besucht die zehnte Klasse einer Eliteschule des Sports in einer ostdeutschen Großstadt. Sie ist eine leistungsstarke Schülerin und ihre Schulkarriere ist kons-

tant durch gute bis sehr gute Schulnoten geprägt. Fußball spielt Katharina bereits seit ihrer Kindergartenzeit und dieser Sport übernimmt eine selbstverständliche Rolle in ihrem Leben, was sich besonders an der Dominanz des Themas innerhalb des Interviews zeigt. Sie wurde zur Kapitänin ihrer Mannschaft bestimmt und für die Nationalmannschaft gesichtet. Diese Zwischenerfolge motivieren Katharina, fleißig weiter zu trainieren und geben ihr die Hoffnung, dass sie ihr Ziel, in der ersten Bundesliga zu spielen, erreichen kann. Philipp Wetzel ist zum Zeitpunkt des Interviews 16 Jahre alt und besucht ebenfalls wie Katharina die zehnte Klasse der gleichen Schule. Er ist ein guter bis mittelmäßiger Schüler und möchte aufgrund des Leistungssports in der Disziplin Staffellauf seine Schulzeit strecken, sodass für ihn erst am Ende des 13. Schuljahres die Abiturprüfungen anstehen und er täglich weniger Schulstunden zu Gunsten der Trainingszeit hat. Philipp gehört in seiner Altersgruppe zu den besten Athleten in Deutschland und auch er erlangt demzufolge schon früh überregionale Erfolge.

Beide Jugendliche verfolgen eine duale Karriere mit einer schulischen und einer sportlichen Karriere. Beide sind an Höchstleistungen im Sport orientiert und versuchen durch tägliches Training, hohen körperlichen Einsatz und den Verzicht auf Aktivitäten in anderen Lebensbereichen so erfolgreich wie möglich zu sein. Beide nehmen dafür eine „soziale Fixierung“ (Wippert 2011:13) auf ausschließlich sportbezogene Beziehungen und Aktivitäten in Kauf. Sie wenden ihre komplette Freizeit für den Sport auf und verbringen auch ihre Wochenenden mit zusätzlichem Joggen oder dem Besuch von Sportvereinen, in denen sie früher trainierten. Katharina zieht für die Chance auf bessere sportliche Leistungen sogar in ein 100 Kilometer von ihrer Heimatstadt entferntes Internat und richtet spätestens damit ihren gesamten Tagesablauf auf den Sport aus. Somit gelingt es beiden Sportler*innen durch die spezielle Schulstruktur der Eliteschule des Sports ihre Trainingseinheiten und ihre Schulverpflichtungen im Alltag miteinander zu kombinieren und „am Ende nen ordentlichen Beruf zu kriegen als auch dann irgendwann sportlich ganz oben anzukommen“ (Katharina).

Doch in der schulischen Karriere zeigt sich der Kontrast zwischen den beiden Fällen. Katharina ist bewusst, dass sie einen sehr guten schulischen Abschluss benötigt, um sich auch neben ihrer sportlichen Tätigkeit finanziell und sozial abzusichern. Sie nimmt eine Zukunftsperspektive ein und versucht sich durch sehr gute schulische Leistungen viele berufliche Optionen offen zu halten, auch wenn sie ihre gegenwärtige Relevanz des Sports

höher als die der Schule einordnet. Sie ist sich bewusst, dass der Fußball für sie einen Lebensabschnitt (Delow 2001:196) darstellt, der aber durch unglücklichen Wandel der Bedingungen schnell der Vergangenheit angehören kann. Sie hofft zwar darauf, auch nach dem Schulabschluss weiterhin erfolgreich zu sein, überdenkt jedoch auch die Konsequenzen, falls dieser Fall nicht eintreten sollte und möchte sich zukünftig Chancen auf dem Arbeitsmarkt offenhalten, um sich auch neben dem Sport eine berufliche Zukunft zu ermöglichen. Die Fußballerin ordnet somit zwar nicht ihre sportliche Karriere der schulischen unter, dennoch bringt sie aber die Notwendigkeit eines sehr guten Abiturs dazu, ihre schulische Karriere gewissenhaft zu verfolgen.

Philipp hingegen setzt alles auf seine sportliche Zukunft und versucht lediglich normkonform einen gymnasialen Abschluss zu erlangen. Auch wenn er davon spricht, nicht nur schlechte Noten erlangen zu wollen, ist sein Enaktierungspotential zum Erlangen von guten Schulnoten sehr gering: Sein Aufwand zur Verbesserung seiner schulischen Leistungen bleibt mit der Dokumentarischen Methode gesprochen auf kommunikativer Ebene. Philipps biografische Relevanz liegt eindeutig auf der sportlichen Karriere und auch zukünftig sieht er daran keine Veränderung, da er sich finanziell durch eine mögliche Verpflichtung als Sportsoldat absichern möchte. Für ihn ist also seine sportliche Höchstleistungsorientierung handlungsleitend, wofür er auch eine Gefährdung seiner beruflichen Zukunft in Kauf nimmt.

Einflussfaktoren auf die Entscheidung

Nicht eindeutig wird jedoch, weshalb die biografische Relevanzsetzung so erfolgt, da auf die individuellen Orientierungen diverse Faktoren Einfluss nehmen. Die Relevanz von Schule und Sport hängt von den individuellen Erfahrungsräumen ab, wie beispielsweise die Sozialisation innerhalb der Familie oder des allgemeinen Lebensumfeldes. So könnte die Rolle des Vaters, welcher in Philipps Fall ein ehemaliger Leistungssportler ist, einen großen Einfluss auf seine eindeutige Überordnung der sportlichen über die schulische Karriere bedeuten. Auch die unterschiedliche Wohnsituation der beiden Sporttreibenden könnte eine Rolle spielen. Da Katharina im Internat auch nach der Schule und dem Training von Mitschüler*innen umgeben ist, könnte deshalb die Schule als Institution auch in ihrer Freizeit präsenter sein. Im Gegensatz dazu wohnt Philipp mit seiner Familie zusammen, sodass er, wenn er nach einem langen Tag nach Hause kommt, räumlich von der Schule getrennt ist



und somit diese eventuell auch schneller in den Hintergrund rücken könnte. Doch ebenso der unterschiedliche Aufbau der Sportarten könnte die Sicht auf die beiden Lebensbereiche beeinflussen. So spielt Katharina auf einer bestimmten Position auf dem Fußballfeld und aus diesem Grund konkurriert sie nur direkt mit Mädchen, die auf derselben Position spielen, um sich einen festen Platz in einer Startmannschaft zu verdienen. Die anderen Spieler*innen stellen für sie Mannschaftskameradinnen dar, mit denen sie gemeinsam gewinnt oder verliert, da letztendlich die Gruppenleistung ausschlaggebend ist. Beim Staffellauf hingegen konkurriert Philipp mit allen Läufern seines Jahrgangs deutschlandweit und seine Leistung ist allein von seiner aktuellen Zeit abhängig. Dies könnte dazu führen, dass sich Philipp noch stärker auf den Sport fixiert als Katharina. Doch auch die Einflüsse vieler weiterer Faktoren, wie beispielsweise des biologischen Geschlechts und die daraus resultierenden Geschlechterentwürfe sowie der Freundeskonstellationen, können nicht ausgeschlossen werden.

Die Entscheidung für Schule oder Sport

Zusammenfassend lässt sich also für diese beiden Fälle sagen, dass Philipp eindeutig seine biografische Relevanz auf die sportliche statt auf die schulische Karriere legt. Bei Katharina ist eine konkrete Aussage schwieriger, da sie sehr reflektiert beide Karrieren mit einer Bestleistungsorientierung verfolgt, auch wenn eine leichte Überbetonung des Sportes zum Zeitpunkt des Interviews herauszuarbeiten ist. Letztendlich kann die Frage nach der biografischen Relevanz zwischen den Handlungsfeldern Schule und Sport nicht allgemeingültig beantwortet werden. Die Chance der finanziellen Absicherung im Sport ist gering, da sie nur in sehr wenigen Disziplinen und auch dann nur für sehr wenige Athlet*innen überhaupt möglich ist. Da in der Regel nur durch gute schulische Abschlusszertifikate ein anerkannter Beruf erlangt werden kann, ist die gesellschaftliche Gewichtung anscheinend auf die schulische Karriere gelegt. Damit geht ein gewisser Zwang einer Abschlussnotwendigkeit einher. Doch für die Schüler*innen bedeutet der Sport meist mehr als nur eine momentane Lebensperspektive. Der Sport bestimmt ihren Alltag, ihre Gedanken an die Zukunft, ihr Leben. Aus diesem Grund müssen sie immer wieder neu Entscheidungen treffen, um ihre eigenen Ziele erreichen zu können. In beiden Interviews dokumentiert sich ein Bewusstsein für das Prekäre und die Gefahr eines plötzlichen Endes der sportlichen Karriere, da beide Jugendliche beispielsweise Verletzungen thematisie-

ren und Katharina über ihre Möglichkeiten anderer beruflicher Pläne spricht. Dennoch müssen sie selber eine Relevanz zwischen den beiden zukunftsbestimmenden Handlungsfeldern nach ihren eigenen Kriterien setzen – immer in dem Bewusstsein mit den positiven und auch negativen Folgen zukünftig leben zu müssen.

Literaturverzeichnis

- Bette, Karl-Heinrich und Uwe Schimank. 2002. „Sportlerbiographie und Doping.“ S. 23–29 in *Sportwissenschaftler und Sportwissenschaftlerinnen gegen Doping*, herausgegeben von W. Hartmann und C. Müller Platz. Köln: Sport und Buch Strauß.
- Bohnsack, Ralf. 2011. „Dokumentarische Methode.“ S. 40–44 in *UTB Erziehungswissenschaft, Sozialwissenschaft*, Bd. 8226, *Hauptbegriffe qualitativer Sozialforschung*, herausgegeben von R. Bohnsack, W. Marotzki, und M. Meuser. Opladen [u.a.]: Budrich.
- Delow, Anke. 2001. „Spitzensport als ‚Sackgasse‘ oder ‚Sprungbrett‘ ins Leben?: Sozialisatorische Muster im Spitzensport.“ S. 192–201 in *Spitzensport: Chancen und Probleme*, herausgegeben von H. Digel. Schorndorf: Verlag Karl Hoffmann.
- Krüger, Heinz-Hermann und Werner Helsper. 2014. „Elite und Exzellenz im Bildungssystem: Nationale und Internationale Perspektiven.“ *Zeitschrift für Erziehungswissenschaft* 17(3): 1–10.
- Krüger, Heinz-Hermann, Catharina Keßler und Daniela Winter. 2016. *Bildungskarrieren von Jugendlichen und ihre Peers an exklusiven Schulen*. Wiesbaden: Springer.
- Oppawsky, Jessica. 2013. *Duale Karriere im Sport: Vereinbarkeit von Studium und Leistungssport im Vergleich des amerikanischen College- und deutschen Hochschulsystems*. Saarbrücken: AV Akademikerverlag.
- Richartz, Alfred und Wolf-Dietrich Brettschneider. 1996. *Weltmeister werden und die Schule schaffen: Zur Doppelbelastung von Schule und Leistungstraining*. Schorndorf: Verlag Karl Hoffmann.
- Teubert, Hilke. 2009. *Koordination von Spitzensport und Schule: Zur Lösung des Inklusionsproblems schulpflichtiger Athleten*. Baltmannsweiler: Schneider Hohengehren.
- Werron, Tobias. 2005. „Der Weltsport und sein Publikum: Weltgesellschaftstheoretische Überlegungen zum Zuschauersport.“ S. 260–89 in *Zeitschrift für Soziologie Sonderheft*, Bd. 34. *Weltgesellschaft: Theoretische Zugänge und empirische Problemlagen*, herausgegeben von B. Heintz. Stuttgart: Lucius & Lucius.
- Wippert, Pia-Maria. 2011. *Kritische Lebensereignisse in Hochleistungsbiographien: Untersuchungen an Spitzensportlern, Tänzern und Musikern*. Berlin [u.a.]: Pabst Science Publ.

Mein Autopoesiealbum

Ruth Ayaß

Als Kind wollte ich sein wie ... Winnetou. Und Robin Hood! Edel! Tapfer! Gut! – Daraus wurde dann nichts.

Meine Lieblingsband ... Es gibt nicht eine „Lieblingsband“ (achgottchen), eher einzelne Künstler, Lieder, Live-Konzerte oder Konzeptalben. „London Calling“ von The Clash, „At St. Quentin“ von Johnny Cash, „The Rise and Fall of Ziggy Stardust and the Spiders from Mars“ von David Bowie, „Heroes“ natürlich auch; „Southern Man“ in der extended version 1970 von CSN&Y; „Canto General“ von Mikis Theodorakis, die Symphonien auch; „Cactus Of Knowledge“ von Rabiñ Abou-Khalil; „Live D'amor“ von Cesária Évora; „Concerto em Lisboa“ von Mariza; und neuerdings, seit seinem schönen Wutausbruch, Eminem, ich kann es selbst nicht glauben.

Im Kino habe ich zuletzt gesehen ... „Darkest Hour“. Viel lieber als ins Kino gehe ich aber ins Theater.

Was ich gut kann ... Mir zu viel vornehmen.

Mich nerven Studierende, wenn sie ... Studierende nerven, wenn sie mich nerven, nicht als Spezies. Es gibt Eigenschaften oder Verhaltensweisen, die mich an jedermann nerven, an Studenten, an Kollegen, an Freunden, auch an mir: Unzuverlässigkeit, mangelnde Professionalität, Borniertheit, Gleichgültigkeit.

An Soziologie besonders interessant ist ... Bei der Beantwortung dieser Frage befällt mich ethnomethodologische Indifferenz.

Diese Person bewundere ich ... Fritz Bauer. Nach Fritz Bauer müssen Schulen benannt werden, Straßen, Gebäude, Plätze!

Ich nehme mir gerne Zeit für ... Ausstellungen, Konzerte und Reisen.

In Bielefeld muss man unbedingt ... das Folgende haben: einen Regenschirm, eine Regenjacke, ein Regencap, imprägnierte Schuhe, und den Gleichmut, das alles mit Würde zu tragen.

Aus meiner Studienzeit erinnere ich mich am Liebsten an ... langes Lesen und Schreiben in der Bibliothek der Universität Konstanz, eine architektonisch herausragende, sehr schöne, sehr verwinkelte Bibliothek, die bis 23 Uhr geöffnet hatte und die ich heiß und innig geliebt habe. Spät abends war es dann so leise, dass man hören konnte, wie die Lampen knisterten und die Seiten umgeblättert wurden.

Am meisten bin ich Stolz auf ... Das ist von g Rechtschreibung her falsch. Egal: In der Wissenschaft ist Stolz fehl am Platz. Außerhalb der Wissenschaft mag ich die Eigenschaft nicht. „Stolz“ sind Leute oft, wenn sie übermäßig zufrieden sind mit sich selbst, und solch satte Selbstzufriedenheit stößt mich eher ab. Stolz bzw. Hochmut gilt der Theologie übrigens als erste Todsünde (supertbia).

Das sollte es öfters geben ... Lesewochen

Am Forschen gefällt mir ... der magische Moment, in dem man etwas entdeckt, nach dem man gar nicht gesucht hat. Robert K. Merton bezeichnete diesen Moment als „serendipity“. (Merton hat zusammen mit Elinor Barber ein ganzes Buch darüber geschrieben: „The Travels and Adventures of Serendipity“, 2003.)

Im Lehren gefällt mir ... Und das ist jetzt von Grammatik her – – – ich hör ja schon auf. Am Lehren mag ich insbesondere, wenn auch ich schlauer aus dem Seminar hinausgehe als hinein. Das passiert öfter als man meint; ich lasse es mir nur nicht immer anmerken.

Meine Empfehlung an Erstsemester ist ... Das Studium ist kein Schlafwagen und auch kein Hindernislauf. Macht was draus. Das Leben und die Freiheit genießen, Freundschaften fürs Leben schließen.

Der bedeutendste Soziologe ist ... einer der kein Soziologe war, Alfred Schütz, und einer, der keiner sein wollte, Harold Garfinkel. Und Erving Goffman. Und natürlich Thomas Luckmann.

Soziologie ist ... echt jetzt? Tucholsky schreibt irgendwo, er habe mal den Alptraum gehabt, er müsse sein Deutschabitur wiederholen, und die Prüfungsfrage lautete: „Goethe als solcher“. Bei der Vorbereitung für die schriftliche Klausur und die mündlichen Prüfungen für den Magisterabschluss an der Universität Konstanz anno 1602 haben wir Prüflinge uns gegenseitig wahnsinnig gemacht, indem wir uns Prüfungsfragen aus- und zudachten. Die Angstfrage für die angehende Literaturwissenschaftlerin: „Was ist Hermeneutik?“ Für den künftigen Philosophen: „Spinoza. Für und Wider“. Für mich: „Was ist Gesellschaft?“ (Ich arbeite weiter an der Antwort!)

Meine erste Liebe war ... nicht die letzte.

Mein Lieblingszitat ... „I love deadlines. I love the whooshing noise they make as they go by.“ – Douglas Adams, *The Salmon of Doubt*, 2002

Ich stoße an meine Grenzen, ... bei Intoleranz. Da fehlt es mir an Toleranz.

Eine erste Erfahrung mit der Arbeitswelt ... Meine? Lehrreich, sehr, sehr lehrreich. Mai 1984, Metallarbeiterstreik im Tarifbezirk Nordwürttemberg-Nordbaden, Aussperrung aus den Betrieben, und ich, frisch geschlüpft aus der Schule, mittendrin.

Es macht mich wütend, ... wenn jemand in Bibliotheksbüchern herumkullert. Leute, dass eins klar ist: Für Euch ist Dantes zehnter Höllenkreis reserviert, und ich stehe an der Pforte.

Eine gute Tat, an die ich mich gerne zurückerinnere ... Ein tropfnasses und hungriges Meerschweinchen vom Gewitter gerettet und seinem 11jährigen Besitzer trocken und satt zurückgegeben. Das Kind hat sich gefreut, das Tier hat mich gebissen.

Ich finde es ungerecht, dass ... Chancen auf ein gewaltfreies Leben, auf Bildung, Nahrung, Wasser und medizinische Versorgung so ungleich verteilt sind. Man muss sich immer wieder klar machen, wie unfassbar privilegiert wir hier aufwachsen und leben.

Studierendenproteste ... wird es geben, wenn auf dem Campus und in den Hörsälen das WLAN gesperrt wird. Au ja, an diesem Tag wirds was geben.

Revolution ist, ... das schnelle Bohren harter Bretter (mit Leidenschaft, meist aber ohne Augenmaß).

Ich würde niemals ... ohne Not wandern gehen. Ich finde vor allem Berge blöd. Und ich meine nicht dieses Hügelchen hier hinterm Haus, sondern richtige Berge. Ich weiß, wovon ich rede, ich habe zehn Jahre in Österreich gearbeitet.

Ich kann nicht so gut ... nicht nichts tun. Aber das kann ich!



Foto: Ann-Cathrin Kardinal



Der seltsame Fall des „Bitte“ und „Danke“

Oder: Die „Objektivität“ des Monsieur Bourdieu

VON MALTE NEUWINGER

„Bitte“ und „Danke“ zu sagen ist sicher eine der grundlegenden moralischen Regeln unserer („westlichen“) Gesellschaft. Sich für einen Gefallen zu bedanken, ist ziemlich wichtig. Wer es nicht tut, gilt auf die Dauer wahrscheinlich als eher unfreundlich. Gleichzeitig kann man wohl davon ausgehen, dass die meisten Menschen dieser Konvention eher gleichgültig gegenüberstehen. Wenn ich zum Beispiel mit Freund*innen beim Essen sitze und sage „Reichst du mir bitte das Salz?“, die angesprochene Person mir das Salz mit einem „Bitteschön“ reicht, und ich mich dann dafür bedanke, sind das meist ziemlich bedeutungslose Floskeln. Und in der Tat behauptet David Graeber (2014: 123), man könne die relative Unwichtigkeit der geäußerten „Bittes“ und „Dankes“ letztlich daran ablesen, dass so gut wie niemand diese Geste verweigere – sogar Personen, die zum Beispiel größte Schwierigkeiten damit hätten, zu sagen: „Es tut mir leid“.

Man könnte also behaupten, „Bitte“ und „Danke“ zu sagen, sei eines dieser vielen Dinge, die man eben einfach tue, weil andere sie auch tun. Oder weil man höflich sein möchte. Oder nett. Jedenfalls sei nichts weiter dabei. Allerdings kann man das Ganze auch für proble-

matisch halten. So behauptet Graeber (2014: 122), dass es sich beim Bitten und Danken, wie bei vielen anderen alltäglichen Formen der Höflichkeit, um ein merkwürdiges Überbleibsel feudaler Zwangsherrschaft handle (vgl. auch Graeber 1997: 709ff.). Nur habe sich die Sache eben ein wenig verselbstständigt: Statt – wie im Mittelalter – nur Feudalherren, Königen oder sonstigen hierarchisch höhergestellten Personen diese Geste des Respekts zu erweisen, behandle man heutzutage einfach alle so. („So“ heißt in diesem Fall natürlich: Man behandelt jeden Menschen „so“, als ob diese*r in der Position wäre, eine*n für das Unterlassen einer solchen Geste des Respekts – nun ja – umbringen zu lassen.)

Höflichkeit, Heuchelei und Schuld

Nun könnte man natürlich fragen: Selbst wenn Höflichkeit ein irgendwie „vergessenes“ Relikt des Feudalismus wäre – inwiefern soll das wichtig sein? Schließlich scheint unsere Gesellschaft doch eben so – mit Höflichkeiten wie „Bitte“ und „Danke“ – recht gut zu funktionieren. Auch wenn in der Historie irgendetwas faul sein sollte (und ist es das nicht meistens?), welche Relevanz

hätte das heute noch? Graeber jedoch insistiert, dass unter der Oberfläche von freundlicher Indifferenz (oder auch ehrlicher Dankbarkeit) nach wie vor ein gewisses Maß an Heuchelei, sowie ein Überrest von Zwang, Gewalt und der Zuschreibung von Schuld versteckt sei (vgl. Graeber 2014: 123).

Ein Ausflug in die Etymologie des Bittens und Dankens führt zu einem ersten Anhaltspunkt: Das englische „please“ ist, wie Graeber (ebd.) erklärt, eine Kurzform von „if you please“. (Dasselbe gelte auch für andere europäischen Sprachen: Französisch „si il vous plait“, Spanisch „por favor“.) Wörtlich bedeute das: „Du bist nicht verpflichtet zu tun, was ich dir sage.“ Also: „Du musst mir das Salz nicht geben, aber es wäre nett, wenn du es trotzdem tun würdest.“ Aber natürlich sei das nicht wahr. Die Frage nach dem Salz sei nicht nur eine Frage, sondern letztlich auch ein Befehl – nur eben einer, bei dem es dazugehört zu behaupten, dass man gerade *keinen* Befehl gibt. Allerdings wäre es meinem Gegenüber fast unmöglich, sich dagegen zu entscheiden und meiner Bitte *nicht* nachzukommen. Denn das wäre unhöflich. Und genauso unhöflich wäre es meinerseits gewesen, meine Aufforderung – „Gib mir das Salz!“ – wie eine Aufforderung klingen zu lassen. Es scheint also, als tauschte ich mit meinen Freund*innen höfliche kleine Lügen aus, um von der Tatsache abzulenken, dass ich Befehle gebe und sie im Grunde keine Möglichkeit haben „Nein“ zu sagen (zumindest nicht, ohne dass, würden sie es tun, die ganze Situation unangenehm werden würde).

Beim „Danke“ wird die Sache noch unbequemer. Denn das englische „thank you“ leite sich, so Graeber (2014: 123), ab von „think“, und zwar im Sinne von: „Ich werde daran denken (bzw. mich daran erinnern), was du für mich getan hast.“ – was für seltene Fälle zutreffen könne, in der Regel aber natürlich auch schon wieder gelogen sei. Etwas altertümlicher sage man auch „much obliged“ (im Deutschen etwa: „Ich stehe in deiner Schuld“). Diese Ausdrucksweise ist schon etwas merkwürdig: Als nähme ich – im Moment des Fragens nach dem Salz – so etwas wie imaginäre Schulden auf, die ich irgendwann wieder zurückzahlen habe. Als wäre ein begonnener „Handel“ noch nicht abgeschlossen und eine*r meiner Freund*innen erwarte irgendwann – gewissermaßen als Abschluss unserer „Transaktion“ – eine Gegenleistung. Man „schuldet“ anderen einen Gefallen.

Endgültig bedenklich wird es dann im Französischen. Graeber behauptet: „[‘Merci’] derives from mercy, as in begging for mercy; by saying it, you are symbolically placing yourself in your benefactor’s power – since a debtor is, after all, a criminal.“ (Graeber 2014: 123). Also etwa:

„Ich habe den Gefallen, den du mir getan hast, noch nicht erwidert. Bis dahin stehe ich in deiner Schuld. Und so lange: Bitte tue mir nichts.“

Moralische Verwirrung: Die Moral der Mittelschicht

Trotzdem erscheint mir die Vorstellung, dass ich, wenn ich mich für etwas bedanke, mich einer anderen Person „unterwerfe“ oder einen imaginären „Handel“ vollziehe, einigermaßen absurd. So funktionieren soziale Beziehungen nicht. Auch Graeber glaubt nicht daran. Ganz im Sinne seines Projektes einer „humanistischen Sozialwissenschaft“ (Graeber 2001, xiii) identifiziert er hier einen Fall von „moral confusion“ (Graeber 2014: 90). Mit diesem Ausdruck möchte er darauf hinweisen, dass sich in scheinbar harmlose Nettigkeiten anscheinend gewisse unsinnige Annahmen über die Natur menschlicher Beziehungen eingeschlichen haben.

Graeber versucht zu ergründen, wo diese Annahmen herkommen. Er nimmt an, dass die Konvention des „Bitte-und-Danke-sagens“ (außerhalb der auf offenem Zwang basierenden Feudalherrschaft) Ausdruck und Ergebnis einer spezifischen – mit der „kommerziellen Revolution“ vor ca. 500 Jahren (a.a.O.: 124) und der sich daraus ergebenden Herausbildung einer bürgerlichen Mittelschicht verbundenen – Entwicklung einer „middle class morality“ (a.a.O.: 123) sei. (Vgl. auch Graeber 1997: 710f. für eine etwas nuanciertere Version dieses Arguments.)

Diese „middle class morality“ erscheint Graeber aus zwei Gründen fragwürdig. *Erstens* basiere sie auf der Annahme der grundlegenden Gleichheit aller Menschen, allerdings in einer eher scheinheiligen Art und Weise: Nämlich werde so getan, als ob niemand niemandem Befehle gebe – man denke etwa an den Sicherheitsbeamten, der mehr oder weniger höflich fragt: „Kann ich Ihnen helfen?“ aber eigentlich meint: „Du hast hier nichts zu suchen!“. *Zweitens* würden alle sozialen Situationen – auch solche, die absolut keinen ökonomischen Kontext hätten (gemeinsames Essen, jemandem etwas schenken) – so behandelt, als gehe es grundsätzlich um eine finanzielle Transaktion. Die mit diesem moralischen Prinzip operierende Mittelschicht bestehe somit implizit im endlosen Aufnehmen von Schulden (oder in moralischer Sprache: des permanenten Aufsichladens von Schuld), die so schnell wie möglich wieder abbezahlt werden müssten. Im Fall der Abwesenheit monetärer Zahlungsmittel geschehe das eben durch das permanente „Bitte“ und „Danke“ (vgl. a.a.O.: 124).

Markt vs. Kommunismus. Oder: Warum Freundlichkeit für Bourdieu nicht „objektiv“ genug ist

Für unseren Kontext ist besonders ein größeres Argument relevant, das Graeber hier im Hintergrund entwickelt. Seine These ist, dass die grundlegende Möglichkeitsbedingung von Gesellschaft nichts anderes sei, als ein Prinzip, das er provokant „baseline communism“ (Graeber 2014: 98) nennt: Sei die Not einer Person groß genug – jemand droht zu ertrinken und braucht Hilfe – oder die aufzuwendende Mühe für einen Gefallen gering genug – jemand fragt nach dem Weg, nach einer Zigarette, nach dem Salz, etc. –, würde es geradezu grotesk erscheinen zu fragen: „Was bekomme ich dafür?“ (vgl. a.a.O.: 96ff.). (Dass es tatsächlich grotesk ist, kann man daran ablesen, dass die Verneinung eines solchen Gefallens sich für – eher mittelmäßige – Scherze eignet: „Reichst du mir bitte das Salz?“ – „Nö.“ – „...“)

Es gehe in den meisten sozialen Situationen schlicht nicht um den Austausch von Gütern – und schon gar nicht um ökonomische Gewinnmaximierung. Das Beispiel von „Bitte“ und „Danke“ weist also auf einen Widerspruch – in Graebers Sprache: „moral confusion“ – hin. Denn trotz unseres meist selbstverständlich „kommunistischen“ Handelns zeigt sich, wie eine bestimmte Sprache – die des Marktes – sich in völlig inadäquaten Aspekten des menschlichen Lebens wiederfindet (vgl. a.a.O.: 89).

Kurioserweise lässt sich diese ökonomistische Sprache, wie Graeber an anderer Stelle bemerkt (Graeber 2001: 23ff.), sogar bei den „Großen“ der Sozialtheorie antreffen. So habe etwa Pierre Bourdieu – folgenreich – Marcel Mauss' berühmten Essay aus den 1920er Jahren, *Die Gabe* (Mauss 2013), so uminterpretiert, dass wirkliche „Geschenke“ quasi eine theoretische Unmöglichkeit darstellten. Nach Bourdieu handle es sich „tatsächlich“ immer um Tauschhandel; über das im Schenken „eigentlich“ enthaltene kalkulierte Eigeninteresse lasse sich nur aufgrund des größeren Zeitraums zwischen „getauschten“ Gaben hinwegtäuschen (vgl. Graeber 2001: 28f.; Bourdieu 1998a: 163). Für Bourdieu ist das Schenken wörtlich „uneingestandene[s] Kalkül“ (Bourdieu 1976: 335) bzw. „die Arbeit der Reproduktion der bestehenden Beziehungen“ (ebd., H.i.O.). Nur könne diese Form des „archaischen“ ökonomischen Handelns die „ökonomischen Zwecke, auf die hin es doch objektiv ausgerichtet ist, explizit nicht anerkennen“ (a.a.O.: 336). Man müsse, um nicht „naiv“ (ebd.) zu forschen, „bis zum bitteren Ende [...] das ökonomische Kalkül unterschiedlos auf

alle, materielle wie symbolische Güter“ (ebd., H.i.O.) ausdehnen.

Man kann diesen Standpunkt sicher für ein wenig unsensibel halten. Graeber hält es indes nicht für nötig, eine romantisierende Gegenposition einzunehmen. Tatsächlich gibt er Bourdieu ganz pragmatisch darin recht, es gebe wahrscheinlich keinen Bereich sozialer Beziehungen ohne ein gewisses Maß an Eigeninteresse (Graeber 2001: 29). Auf der anderen Seite gibt Graeber die Einseitigkeit von Bourdieus Argument zu bedenken: „But neither is there anywhere one cannot find kindness or adherence to idealistic principles: the point is why one, and not the other, is posed as ‚objective‘ reality.“ (ebd.)

Graeber sagt also: Bourdieus Argument laufe letztlich darauf hinaus, dass das Schenken „objektiv“ ein Machtspiel sei, bei dem es darum gehe „symbolisches Kapital“ – da wären wir wieder bei der Sprache des Marktes – zu akkumulieren, um daraus schlussendlich einen möglichst großen Vorteil zu erzielen. Genau genommen werde also die hochgeschätzte „Objektivität“ und „Wissenschaftlichkeit“ einer Analyse durch die implizite Behauptung erreicht, dass Menschen grundsätzlich – zumindest aus „objektiver“ Sicht, also unabhängig davon, ob das „Geschenk“ aus der „subjektiven“ Perspektive der schenkenden Person tatsächlich altruistisch (bzw. „kommunistisch“) gemeint war – egoistisch handelten (ebd.).

Zu behaupten, dass Menschen ihren Freund*innen einfach gern etwas schenken, gelte, so Graeber (2001: 29), im Umkehrschluss nicht als „wissenschaftlich“, sondern allenfalls als „subjektivistisch“. Jedoch: Warum genau egoistisches Handeln als „objektiv“ und „wissenschaftlich“ gelte, Freundlichkeit und Idealismus aber nicht, sei eine Frage, die Bourdieu unbeantwortet lasse.

Wie sehr auch immer Bourdieu sich hier missverstanden fühlen würde – eine gute Entgegnung auf die vorgebrachte Kritik findet sich etwa in Bourdieu (1998b) –, scheint der wichtige Punkt doch zu sein: „Kommunistisches“ Handeln existiert in seiner Theorie „objektiv“ nicht. Und das, obwohl es einigermassen unwahrscheinlich erscheint, dass soziale Beziehungen auf permanenten „Transaktionen“ basieren. Wer einmal versucht hat, das Herüberreichen des Salzes zum lukrativen Geschäftsmodell zu machen, wird hier sicher zustimmen.

Die große Revolution < Die kleine Lüge

Man kann Graebers Argumentation natürlich überzeugend finden oder ablehnen. Stimmt man jedoch zu, hat man an einer Frage weiterhin zu knabbern: Wie

ist denn nun mit der ganzen „Bitte“-und-„Danke“-Geschichte weiter zu verfahren?

George Orwell (2000: 3) beschreibt in seiner *Homage to Catalonia* seine Erfahrungen mit der buchstäblich „revolutionären“ Situation des Spanischen Bürgerkriegs. Linke aus aller Welt kamen damals zusammen, um gegen Francos Faschisten zu kämpfen. In Barcelona wurden, so Orwell, zwar mehr oder weniger alle Formen von Eigentum kollektiviert und, wie er betont, sogar die förmliche „bürgerliche“ Sprache radikal abgelehnt – aber dass man aufhörte sich zu bedanken, ist nicht überliefert. Mit der Lösung, einfach aufzuhören sich zu bedanken, wäre man also noch radikaler als die 1936 versammelte explosive Mischung aus Kommunisten, Anarchisten und sonstiger Radikaler. Man müsste revolutionärer sein als die Revolutionäre.

Aber wenn das nicht geht, was dann? Selbst wenn man Graeber das ganze Theater um das „Schuldeingeständnis“ beim Danken nicht abkauft, ist es schließlich kaum von der Hand zu weisen, dass man dabei – also beim Versprechen sich an jeden Gefallen zu erinnern – andere Menschen permanent anlügt. Das ist schon etwas unangenehm.

Vielleicht hilft ein Gedankenexperiment. In diesem stellt sich David Foster Wallace eine Party vor, bei der einer der Anwesenden damit anfängt den anderen seine innersten Gedanken zu offenbaren: „What they think of him, what effect he’s having on them, whether their view of him coincides at all with the complex throb of his own self idea, etc.“ (Wallace 2009: 134) Wallaces Idee ist, dass wahrscheinlich alle anderen Partybesucher ähnlich unsicher seien und entsprechend nun, da das Eis gebrochen sei, auch damit anfangen, sich gegenseitig ihre Hoffnungen und Wünsche zu erzählen, und zu fragen, ob die anderen Personen sie denn eigentlich „wirklich“ mögen würden. Das Problem sei, dass entsprechend auch alle oberflächlichen Persönlichkeitsmerkmale verschwänden, alle Partygäste irgendwie gleich würden,

„and the party would reach this sort of entropic homeostasis of nakedly self-obsessed sameness, and it’d get incredibly boring, plus the paradoxical fact that the distinctive colorful surface differences between people upon which other people base their like or dislike of those people would have vanished, and so the question ‘Do you like me’ would cease to admit of any meaningful response, and the whole party could very well undergo some sort of weird logi-

cal or metaphysical implosion, and none of the people at the party would ever again be able to function meaningfully in the outside world“ (a.a.O.: 134f.).

Was für die grundlegenden Umgangsformen auf Partys gilt, gilt sicher auch für andere elementare Umgangsformen, z.B. die von „Bitte“ und „Danke“. Am Ende ist die kleine Lüge, die höfliche Indifferenz wohl vorzuziehen. Die Alternative wäre wahrscheinlich nicht unbedingt die soziale Apokalypse, wie auf Wallaces Party, aber es würde viele Situationen noch komplizierter machen, als sie sowieso schon sind. Und wer will das schon?

Manche unserer moralischen Regeln und Werte sind in ihren impliziten Annahmen zweifellos problematisch. Obwohl das Hinterfragen von so ungefähr Allem sicher eine wichtige Aufgabe der Soziologie ist, machen manche dieser Werte aber schon irgendwie Sinn. Und darüber nachzudenken, *welche* Werte genau das sind – welche zum Beispiel trotz der „moralisch verwirrten“ Sprache des Marktes eigentlich vielmehr auf „kommunistischen“ Prinzipien basieren –, ist vielleicht sogar gut „investierte“ Zeit, aus der sich für die Zukunft noch so einiges „Kapital schlagen“ lässt.

Literaturverzeichnis

- Bourdieu, Pierre. 1976. *Entwurf einer Theorie der Praxis. Auf der ethnologischen Grundlage der kabyllischen Gesellschaft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre. 1998a. „Die Ökonomie der symbolischen Güter“ S. 161–200 in *Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre. 1998b. „Ist interessenfreies Handeln möglich?“ S. 139–157 in *Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Graeber, David. 1997. „Manners, Deference, and Private Property in Early Modern Europe.“ *Comparative Studies in Society and History* 39(4): 694–728.
- Graeber, David. 2001. *Toward an Anthropological Theory of Value: The False Coin of Our Dreams*. New York: Palgrave.
- Graeber, David. 2014. *Debt. The First 5000 Years. Updated and Expanded Edition*. New York: Melville House.
- Mauss, Marcel. 2013. *Die Gabe. Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Orwell, George. 2000. *Homage to Catalonia*. London: Penguin Classics.
- Wallace, David Foster. 2009. *Brief Interviews with Hideous Men*. London: Abacus.

Ich bin trans*. Ich bin Mensch.

VON TONI

Ich bin normal.

In meiner Kindheit habe ich immer viel mit meinem Cousin zusammen gespielt. Wir waren die besten Kumpele. Er ist ziemlich genau ein Jahr jünger als ich und wir haben alles zusammen gemacht: Er hat mir Fußball spielen beigebracht. Ich habe die Stöcke zugesägt, die wir gemeinsam zu Schwertern zusammenbanden. Damit haben wir gekämpft – oder auch Omas Äpfel vom Baum geschlagen und sie uns zugeworfen, bis Oma es mitbekam und schimpfte, dass die doch noch gar nicht reif seien. Wie zwei Brüder haben wir uns geprügelt, gestritten, haben Kuchen stibitzt und geteilt ...

Nur manchmal, da war es etwas komisch. Am Anfang ist es mir nicht so recht aufgefallen, aber irgendwann habe ich gemerkt, dass wir in einem Punkt verschieden sind, der, je älter wir wurden, immer relevanter wurde:

Er sah anders aus, als ich. Ich sah anders aus, als er.

Ich habe meine Mutter gefragt, warum:

„Du bist ein Mädchen.“

„Warum?“

„Gott wollte es so.“

„Ok. Ich bin dann wohl ein Mädchen. Was heißt das?“

„Erstmal gar nichts. Heute gibt es die Gleichberechtigung. Das heißt, dein Verhalten wird unabhängig von deinem Geschlecht beurteilt. Früher, wäre es sehr

schwer gewesen für dich, Papas Beruf zu übernehmen. Aber heute ist das egal.“

Wahrscheinlich hat sie es nicht genau so gesagt. Aber der Inhalt, der kam rüber: es ist eigentlich egal, aber es ist so.

Wir haben auch mit anderen Sachen gespielt: Zum Beispiel „Findelkind“: Wir haben ein Baby (eine Puppe, oder manchmal auch seinen kleinen Bruder) gefunden und jetzt müssen wir uns darum kümmern: Wie geht das mit dem Wickeln? Wie gebe ich dem Kind etwas zu essen? Wie kriege ich Tipps zur „richtigen Erziehung“? Zusammen haben wir uns geschminkt. Mit dem Lippenstift meiner Tante (das gab Ärger), oder mit Kinderschminke. Mit den Arbeitsklamotten von seinem Vater haben wir uns verkleidet, oder auch mit den alten Kleidern und Röcken meiner Mutter.

All das haben wir zusammen gemacht, oder auch alleine. Nie wäre ich auf die Idee gekommen, dass dieses „Mädchen-Sein“ angeblich damit in Verbindung stehen kann, wie oder mit wem ich spiele, ob ich Latzhosen oder Kleider trage, ob ich mit Puppen oder Autos spiele, ob ich bastle oder tobe, oder ob mich Pferde-Wissen oder Fußball interessiert. Ich habe beides gemacht. Beides ausprobieren dürfen. Beides geliebt.

Genau wie mein Cousin.



Die anderen wissen gar nichts.

Aber immer wieder kamen diese Situationen, in denen dieses „Mädchen-Sein“ ein Problem für mich war, nämlich immer dann, wenn ich etwas tun sollte, was ich nicht wollte oder nicht tun sollte, was ich wollte, und der Satz kam: „Du bist aber ein Mädchen, und ein Mädchen tut so etwas (nicht)!“. Damit meine ich jetzt nicht so etwas wie „Kleider anziehen müssen“ oder so. Ich hatte rasselkurze Haare, und durfte anziehen, was ich wollte, solange es für bestimmte Anlässe schick genug war. Oft wollte ich auch Kleider anziehen. Was hatte das schon mit Geschlecht zu tun, wenn das Gefühl beim Drehen darin so toll war? Von Zuhause aus war ich frei, gab es keine für mich wahrnehmbare soziale Unterscheidung zwischen Jungen* und Mädchen*, zwischen mir und meinem Cousin, oder später meinen Freund*innen. Manchmal stellten meine Freund*innen komische Fragen, wenn ich oder sie bei uns Dinge tun durften, die sie Zuhause nicht durften, weil sie, wie ich im Nachhinein feststelle, einem Geschlecht angehörten. Wenn ich dann bei den Eltern meiner Freund*innen zu Besuch war, nervten mich diese Sätze „Sitz' still! Ein Mädchen sollte lernen, still zu sitzen.“. Dabei konnte ich wunderbar still sitzen. Nur halt nicht, wenn das Spiel langweilig war. Aber was hat mein Geschlecht damit zu tun, das irgendwer anderes (ein*e Ärzt*in, ein*e Gött*in?) für mich



ausgesucht hat? Was per Zufall oder weil das Universum Spaß daran hatte, bei mir so aussieht, wie es aussieht und irgendwie von irgendeinem Menschen klassifiziert wurde, der meinte, dass es irgendwie irgendwelchen anderen Körperformen von anderen Menschen mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit ähnlich sieht?

Ich spielte also bei den Jungen* und bei den Mädchen* mit. Ich hatte mal lange, mal kurze Haare. Ich hasste jede Frage wie „Bist du ein Junge oder ein Mädchen?“. Ich glaubte meinen Eltern nicht, wenn sie mir von meiner zukünftigen Menstruation erzählten, weil mir der Gedanke, sie könnten Recht behalten, Angst machte. Ich wünschte mir abends vor dem Einschlafen, dass ich in der Pubertät in den Stimmbruch komme, so wie einer meiner Cousins zu der Zeit.

Manche Menschen reagierten vermeintlich ausgeschlossen, wenn sie fragten: „Willst du lieber ein Junge sein?“. Genau hier hätte ich einfach „ja“ sagen können und sie hätten mich wahrscheinlich wie einen Jungen behandelt. Aber das wollte ich nicht. Ich wollte sein dürfen, ohne auf mein Geschlecht reduziert zu werden. Als Junge hätte ich nur andere Dinge nicht gedurft, die ich wollte. Da wäre nicht das Herumzappeln, sondern Weinen zum Problem geworden. Vom Puppenspielen meines Cousins und mir sollte ich auf seinen Wunsch hin, seinen Kumpels längst nicht mehr erzählen. Die Jungen* in meiner Klasse, die mit den Mädchen* zusammen Seil, sprangen wurden von den anderen Jungen* misstrauisch beäugt, wenn es zu oft war, gehänselt. Wer weinte, war eine Memme. Außerdem fand ich es blöd, wenn nur mitspielen durfte, wer gerauft hatte, oder irgend so eine bescheuerte Mutprobe bestanden hatte. Durch solche Barrieren egal von welcher Seite her, fiel es mir schwer, eine einfache Antwort zu geben, fiel es mir schwer, mich in die Geschlechter-Binarität meines Umfeldes einzusortieren.

Ich wurde älter und die Schwierigkeiten mit anderen Menschen wurden größer. In der Grundschule konnte ich noch so lange diskutieren und meine Mitschüler*innen nerven, bis ich mir beim „Jungs fangen die Mädchen“ immer aussuchen durfte, welche Rolle ich spiele. Andere wollten das auch, aber wieder andere wollten diese klare Grenze nicht aufgeben ... die Diskussionen wurden immer schwieriger. Manchmal gab es Pausen, in denen sich alle aussuchten, ob sie fangen oder gefangen werden wollten. Da war es auch für mich kein Problem, mich fangen zu lassen. Aber in anderen Pausen gab es doch wieder die scharfe Trennung. Dann spielte ich immer bei den Jungen* als Fänger mit. Interessant, wie intensiv bereits Sechs-

jährige für oder gegen diese aus dem Nichts gegebene Ordnung diskutieren können, fühlen können, darunter leiden können.

Zweifel. Bin ich falsch?

In der Grundschule waren meine Hemmungen, gegen die Norm zu verstoßen, noch relativ gering, aber in der weiterführenden Schule wurden die Grenzen immer trennschärfer und wer nicht passte wurde ausgeschlossen. Hatte ich vielleicht unrecht? Durfte ich mich alleine gegen alle anderen stellen? Konnte ich mich alleine gegen alle anderen stellen? Auf meine wieder kurzen Haare wurden mit Lästereien und offenen Beleidigungen reagiert. Ab der 6. Klasse wurde mein ständig unangepasstes weder total „männliches“ noch total „weibliches“ Verhalten endlich ignoriert.

Leider, indem ich ignoriert wurde.

Isoliert von den Mädchen*, isoliert von den Jungen* unternahm ich dann doch irgendwann den Versuch „weiblich“ zu sein – „weiblich“ nach ihren Vorstellungen von Weiblichkeit:

- enge Jeans
- lange Haare
- Schmuck
- Schminken
- von Stars schwärmen
- über die gleichaltrigen Jungen lästern.

In vielen Situationen eckte ich an, weil ich nie vollständig erfassen konnte, ob das, was ich wollte nicht im Gegensatz zu den Erwartungen an Mädchen* in meinem Alter stand. Die Anpassung zeigte trotzdem etwas Wirkung: Mit enormen innerem Stress kam ich dem, was sie von mir erwarteten, nah genug, dass sie mich als „Mädchen“ halbwegs akzeptierten. Allerdings verstand ich ihre Regeln ja doch nicht wirklich, litt unter den Anstrengungen, widerstrebte mir diese Unfreiheit, und war es trotzdem nicht möglich wenigstens Freund*innenschaften zu knüpfen. Irgendwann wurde mir klar, dass der Aufwand es nicht wert war, vor allem, weil mit der Pubertät körperliche Veränderungen eintraten, die vehement meinem eigentlichen Selbstbild widersprachen. Ich verliebte mich in ein Mädchen*, womit nochmal mehr für mich klar war, dass das Geschlecht eines Menschen egal ist. Egal, ob das eigene oder das der anderen. Damals in einer Kleinstadt lebend, war ich aber nicht in der Lage, meinen Weg zu gehen, ohne mehr Rückhalt als den meiner Familie, die mir zwar lieb war, aber keine Freund*innen ersetzen konnte.



Foto: © sozusagen-Redaktion

Wie passe ich in diese Ordnung?

Wie finde ich meinen Weg, der so verbaut ist?

Nach einem Schulwechsel in eine andere Stadt, hielt ich zunächst an der „Frauen“-Fassade fest, die ich so lange mühsam aufgebaut hatte. Aber nach und nach konnte ich ausprobieren, ob dort auch so strikte Erwartungen an mich gestellt wurden. Mit einem zweiten Umfeldwechsel ein Jahr später in die Oberstufe gelang es mir wieder, Vertrauen in meine Mitmenschen zu setzen, Freund*innenschaften aufzubauen mit Menschen, die genau wie ich, mit dieser oder ähnlichen gesellschaftlichen Kategorisierungen und Hierarchisierungen nicht klar kamen. Es brauchte viel Zeit, die Verletzungen zu verarbeiten und einen Umgang mit dem Erlebten zu finden, mit den Erinnerungen, aber auch mit Menschen heute, die immer noch die gleichen Fragen stellen: „Bist du ein Mann oder eine Frau? Warum willst du mit diesem Namen und nicht mit dem Geburtsnamen angesprochen werden? Warum findest du Gendern so wichtig? Kannst du nicht einfach normal/unkompliziert sein? Was soll diese dritte Option beim Geschlechtseintrag nutzen?“

Der wichtigste Punkt in meinen Erfahrungen zum Thema Geschlechtszuordnung war, endlich zu sehen, dass ich nicht alleine bin. Erst haben mir die Freund*innen beigestanden, die selbst wussten, wie sich soziale Ausgrenzung anfühlt. Später habe ich Freund*innen kennengelernt, die sich auch zum Thema Geschlecht Gedanken

machen und auch daran interessiert sind, den für sie selbst besten Weg zu finden. Wir können uns austauschen, wie wir mit Problemen umgehen, die in unserer Gesellschaft allgegenwärtig sind. Wir können uns Mut machen, und einander beistehen, wenn andere blöd reagieren, oder wenn wir unsicher sind, ob unser Verhalten, auch wenn es nicht der Norm entspricht nicht doch voll in Ordnung ist, weil es niemanden verletzt. Es sind nicht einfach irgendwelche Übersensible, Freaks oder unwichtige Minderheiten, die mit dieser Kategorisierung nicht gut leben können, sondern Menschen – egal, ob sie sich mit ihrem Körper identifizieren können oder nicht, egal, ob sie die Erwartungen, die an sie gestellt werden erfüllen wollen/können oder nicht.

Vor zwei Jahren habe ich meinem damaligen besten Freund roten Nagellack, Wimperntusche und einen passenden Lippenstift zum Geburtstag geschenkt, ohne, dass er sie für irgendwas brauchte, ohne dass er sie sich konkret gewünscht hatte. Er hat sich damals extrem gefreut und sich sofort die Nägel lackiert. Ich fände es übergriffig und gemein, wenn er deshalb weniger Mann sein sollte. Aber genau nach solchen Kriterien erfolgen Geschlechtskategorisierungen. Was zwischen unseren Beinen ist, sollte vollkommen egal sein, wenn wir die Gleichberechtigung wirklich umsetzen wollen. Es gibt Männer* in Kleidern und Frauen*, die KfZ-Mechatroniker*innen sind. Es gibt Männer* mit Menstruationszyklus und Frauen* mit Bärten. Es gibt Menschen, die keine dieser Bezeichnungen als Frauen* und/oder Männer* für sich verwenden. Weder der Körper, noch die soziale Rolle sind bei diesen unendlichen Möglichkeiten des Seins von außen kategorisierbar. Deshalb ist es nach meinem Verständnis nicht männlich oder weiblich, wenn Menschen sich irgendwie verhalten und es ist nicht männlich oder weiblich, wie Menschen aussehen. Ich finde es okay, wenn Menschen sich in der bestehenden Ordnung kategorisieren wollen, finde es okay, wenn Menschen sich mit dem, was für sie „männlich“ oder „weiblich“ heißt, identifizieren können. Aber ich finde es nicht okay, wenn Menschen die nicht den Erwartungen von „männlich“ oder „weiblich“ entsprechen, die sich selbst nicht mit diesen Bezeichnungen identifizieren können, diskriminiert werden, wenn ihnen nicht zugestanden wird, ohne Rechtfertigung ihren eigenen Weg zu gehen.

Anmerkung der Redaktion

Zur Anonymisierung wurde der Name des Autors durch die Redaktion geändert.

Wo eine freie Entscheidung durch gesellschaftlichen Druck zum Zwang werden kann

VON JAN REPNAK

Mein kleiner Bruder Jonathan hat das Down-Syndrom. Er ist das fünfte und auch das bis heute jüngste Geschwisterkind. Ich weiß heute auch nicht mehr so genau, was ich damals mit acht Jahren darüber gedacht habe. Ich weiß nur, dass ich sehr bestürzt war, als meine Eltern uns Kinder zusammenriefen und uns das erzählt haben. Ich habe aber zwei ganz wichtige Dinge durch ihn gelernt. Zuerst habe ich gelernt, dass das Down-Syndrom, zumindest in meinen Augen, nichts Schlimmes ist oder etwas womit man Mitleid haben muss. Zweitens, das einzige Problem, das diese Behinderung mit sich bringt hat nicht er, das haben die Menschen die ihm begegnen.

Ich habe in den letzten Jahren angefangen mich mehr mit dem Thema Down-Syndrom, genauer Trisomie 21, zu beschäftigen. Dabei habe ich nicht nur versucht zu verstehen, was das biologisch genau ist, sondern auch begonnen mit Menschen darüber zu sprechen. Andere Leute zu treffen, die ebenfalls ein Kind oder ein Geschwisterkind mit Down-Syndrom haben. Ich habe mich mit Ihnen ausgetauscht und gefragt wie sich das auf ihr Leben ausgewirkt hat. In meiner Vorbereitung auf dieses Essay habe ich mich außerdem mit ein paar Müttern zusammengesetzt und mit ihnen über ihre Schwangerschaft gesprochen. Dabei habe ich mich sowohl mit Frauen mit einem behinderten Kind als auch mit Frauen mit einem nicht-behinderten Kind und mit Frauen, die eine Abtreibung durchgeführt haben, getroffen.

Ich habe in den zwölf Jahren, die mein Bruder Jonathan jetzt alt ist, viele Situationen erlebt, in denen ich erschrocken war über die Intoleranz, mit der mir beziehungsweise Jonathan begegnet wurde. Eines der ersten Beispiele, die mir da einfallen ist etwa der Spaziergang

durch die Innenstadt von Osnabrück, bei der sich eine Frau lautstark darüber beschwerte, dass mein Bruder Jonathan sie die ganze Zeit anglotzen würde und er das doch zu lassen habe. Oder als ein noch extremeres Beispiel kam eine Frau höheren Alters auf mich zu, während ich mit Jonathan unterwegs war, blieb vor mir stehen, sah erst mich, dann ihn und dann wieder mich an. „Was soll denn das? Das muss doch heutzutage, bei der medizinischen Versorgung nun wirklich nicht mehr sein!“, waren ihre Worte. Danach ging sie kopfschüttelnd weiter und murmelte noch ein paar Worte von denen ich nur Fetzen verstand, wie etwa „unmöglich“ oder „Sauerei“. Doch nicht nur Fremde reagieren mit Unverständnis und Intoleranz, auch Verbände oder Zeitungen sehen Menschen mit einer Behinderung als eine „Belastung“. So gab es eine Situation, bei der der Chefredakteur einer Zeitung sich geweigert hat, über den Welt-Down-Syndrom-Tag in Zusammenhang mit Jonathan zu berichten, da es ja vor einigen Monaten schon einen Artikel über einen Jungen mit einer Behinderung und seiner Delfin-Therapie gab und die Stadt nur „ein behindertes Kind ertragen“ könne, wie er es ausdrückte.

Auch in sozialen Netzwerken äußert sich diese Ablehnung gegenüber Menschen mit Behinderungen. So schaltete sich beispielsweise eine Frau auf Twitter in eine laufende Diskussion über die Abtreibungsgesetze in Irland ein und fragte den britischen Biologen Richard Dawkins, wie sie denn zu reagieren hätte, wenn sie die Diagnose Down-Syndrom mitgeteilt bekäme. Seine Antwort darauf war: „Abort it and try again. It would be immoral to bring it into the world if you have the choice“ (Richard Dawkins, Twitter 20. Aug. 2014).

All diese Erlebnisse haben mich dazu gebracht, mich nicht nur mit dem Down-Syndrom an sich zu beschäftigen, sondern auch mit den Reaktionen darauf und deshalb möchte ich in diesem Essay untersuchen, ob und inwieweit eine schwangere Person wirklich selber entscheiden kann oder welche äußeren Einflüsse dafür sorgen können, dass diese Entscheidung unfrei wird.

Die Diagnose Down-Syndrom

Trisomie 21 ist eine der am häufigsten auftretenden Behinderungen – auch in Deutschland. Derzeit leben in Deutschland zwischen 30.000 und 50.000 Menschen mit Down-Syndrom.¹ Diese Behinderung tritt durch ein dreifaches Chromosom 21 in den Körperzellen des betroffenen Menschen auf und äußert sich auf verschiedenste Arten. Die häufigsten Erkennungsmerkmale sind die mandelförmigen Augen und ein zu kleiner Gaumen, der zur Folge hat, dass Menschen mit Down-Syndrom Schwierigkeiten haben, ihre Zunge im Mund unterzubringen und dadurch außerdem oft Schwierigkeiten haben, sich klar und deutlich zu artikulieren. Weiterhin sind Menschen mit Down-Syndrom oft muskelhypoton (unspezifisches Symptom mit allgemeiner Minderung der Muskelspannung und vermehrter Gelenkbeweglichkeit) und haben in nicht wenigen Fällen einen Herzfehler. Außerdem weisen rund 57% eine Hörschwäche auf.²

In Deutschland ist es üblich, dass an Schwangeren drei Ultraschalluntersuchungen durchgeführt werden. Diese werden von der gesetzlichen Krankenkasse übernommen und soweit bei diesen Untersuchungen keine Unregelmäßigkeiten festgestellt werden, reichen die für gewöhnlich aus. Das ärztliche Fachpersonal, das die Schwangerschaft betreut, kann nach eigenem Ermessen weitere Tests vorschlagen. Diese müssen in der Regel aber selber finanziert werden. Um zu erkennen, ob das ungeborene Kind das Down-Syndrom hat oder nicht, gibt es verschiedene sogenannte Soft-Marker, an denen eine Wahrscheinlichkeit errechnet werden kann. Unter diese Soft-Marker fallen zum Beispiel eine größere Menge an Fruchtwasser, eine auf dem Ultraschall erkennbare verdickte Nackenfalte und Herzarrhythmien bei dem Fötus. Weiterhin spielt auch das Alter der schwangeren Person eine Rolle bei der Berechnung. Bei meinem Bruder trafen von den eben genannten Soft-Markern alle zu und es ergab sich eine errechnete Wahrscheinlichkeit von eins zu fünf, dass ein Kind mit Down-Syndrom zur Welt kommen würde. Daran wird sehr gut deutlich, dass diese Art der Diagnostik lediglich eine Wahrscheinlichkeit angibt aber keine Garantie sein kann.

Ungefähr seit der Jahrtausendwende gibt es die sogenannte Amniozentese, besser bekannt als Fruchtwasseruntersuchung, als standartmäßiges Diagnoseverfahren. Bei diesem Test wird mittels einer Nadel zwischen 10 bis 20 ml Fruchtwasser entnommen und anschließend im Labor untersucht. Dieser Test liefert eine 99%ige Sicherheit ob das ungeborene Kind Down-Syndrom aufweist oder nicht. In Deutschland ist dieser Test optional, in anderen europäischen Ländern, wie zum Beispiel Dänemark, gehört diese Untersuchung zum Standardprozedere bei einer Schwangerschaft. Sie ist für die Schwangeren dort keine Pflicht, wird aber in den meisten Fällen durchgeführt. Die Risiken, die diese Untersuchung birgt, sind unter anderem eine Verdopplung der Fehlgeburtenwahrscheinlichkeit, weiterhin das generelle Infektionsrisiko, das bei solchen Eingriffen immer besteht, und die Gefahr entweder das Kind, die Plazenta oder die Nabelschnur mit der Nadel zu verletzen. In der Regel wird diese Untersuchung zwischen der 15. und der 18. Schwangerschaftswoche durchgeführt, kann aber auch schon in der zehnten Woche vorgenommen werden.

Das Down-Syndrom als Abtreibungsgrund?

Ich finde es faszinierend zu beobachten, wie in der heutigen Zeit an gefühlt jeder siebten Straßenecke mit Plakaten, in jedem dritten Internetforum und auch in der aktuellen Politik viel über Inklusion von Menschen mit einer Behinderung gesprochen wird. Gleichzeitig wird aber in immer mehr Ländern die Fruchtwasseruntersuchung zum nationalen Standard, die mit einem extremen Rückgang der Geburten von Menschen mit einer Behinderung, wie eben das Down-Syndrom, begleitet wird. Nach der Einführung der Fruchtwasseruntersuchung als eine Standarduntersuchung in Dänemark hat sich die Zahl der Geburten von Menschen mit Down-Syndrom innerhalb kürzester Zeit halbiert und sank weiter bis sie 2015 bei etwa 31 Kindern mit Down-Syndrom lagen.³

Aus den Gesprächen mit den Frauen, die ich für dieses Essay geführt habe, konnte ich unter anderem die Erkenntnis gewinnen, dass Schwangere mit der Frage für oder gegen das Kind extrem alleine gelassen werden. Denn auf die Option, dass die Tests ein positives Ergebnis beinhalten können, werden Schwangere kaum vorbereitet. Stattdessen wird den schwangeren Personen suggeriert, dass sie als gute Eltern, somit auch als gute Schwangere, all diese Tests zu machen hätten und wenn sie all diese Untersuchungen durchführen, ihr Kind gesund zur Welt kommen würde. Doch ganz so einfach ist das leider nicht. Die Entscheidung für oder gegen das

Kind obliegt am Ende dem*der Schwangeren. Eine bessere und mehr psychologische Betreuung haben sich annähernd alle gewünscht.

Bekommt nun der*die Schwangere die Diagnose Down-Syndrom, so steht er*sie vor der Frage, ob er*sie dieses Kind zur Welt bringen oder es abtreiben möchte. Abtreibungen sind ein sehr polarisierendes Thema. In der Politik wird darüber heftig diskutiert, manche religiöse Gruppen lehnen Abtreibung vollständig ab und die Befürworter*innen pochen auf das Recht zur Selbstbestimmung der Schwangeren.

In der Bundesrepublik Deutschland leben derzeit zwischen 30.000 und 50.000 Menschen mit Down-Syndrom. Jedes Jahr erhalten 12.000 Menschen diese Diagnose, geboren werden jedoch nur rund 1.200. Das bedeutet im Umkehrschluss, dass sich bei 90% aller Schwangerschaften mit der Diagnose Down-Syndrom gegen die Geburt des Kindes und für eine Abtreibung entschieden wird.

„Jeder hat das Recht auf die freie Entfaltung seiner Persönlichkeit, soweit er nicht die Rechte anderer verletzt.“ (Art. 2 GG)

Dieser Artikel in der Verfassung der Bundesrepublik stellt die Freiheit der einzelnen Personen als eines der höchsten Güter eines Menschen in den Mittelpunkt der Gesellschaft. Doch wo endet die Freiheit, wo fangen die Rechte einer*s Anderen an? Diese Frage stellt sich besonders bei ungeborenen Menschen. In der Bundesrepublik Deutschland ist eine Abtreibung nach einer Frist von 12 Wochen dann straffrei, *„wenn der Abbruch der Schwangerschaft unter Berücksichtigung der gegenwärtigen und zukünftigen Lebensverhältnisse der Schwangeren nach ärztlicher Erkenntnis angezeigt ist, um eine Gefahr für das Leben oder die Gefahr einer schwerwiegenden Beeinträchtigung des körperlichen oder seelischen Gesundheitszustandes der Schwangeren abzuwenden, und die Gefahr nicht auf eine andere für sie zumutbare Weise abgewendet werden kann.“* (§218 StGB)⁴ Folglich ist ein Schwangerschaftsabbruch dann straflos, wenn die schwangere Person ebendiese verlangt, entsprechendes ärztliches Fachpersonal den Eingriff vornimmt und seit der Empfängnis nicht mehr als zwölf Wochen vergangen sind. Weiterhin gibt es noch ein paar weitere Voraussetzungen wie etwa ein Beratungsgespräch mindestens drei Tage vor dem Eingriff.

Das deutsche Recht ist in diesem Zusammenhang etwas unklar formuliert. So gibt es verschiedene Indikationen, nach denen auch eine Spätabtreibung straffrei

ist. Das Down-Syndrom ist hierbei unter der „sozialen Indikation“ gerechtfertigt. Darunter versteht man die Fälle, in denen die Fortsetzung der Schwangerschaft einen unzumutbaren psychischen Schaden für die schwangere Person bedeuten kann. (vgl. A. Schneider, 2003, S. 75)

Das bedeutet, dass ein behindertes Kind auch nach Ende dieser zwölf Wochen noch abgetrieben werden kann. Eine Abtreibung ist also nach deutschem Recht legal und widerspricht nicht dem Artikel 2 des Grundgesetzes. Nach ebendiesen Gesetzen ist die schwangere Person bei der Entscheidung für eine Abtreibung nur sich selber verpflichtet und kann nach ihrem Gewissen und ihren persönlichen Vorstellungen entscheiden.

Die Entscheidung für oder gegen eine Abtreibung obliegt der schwangeren Person. Der Vater hat zwar ein Mitspracherecht aber sowohl in der Bundesrepublik als auch in den Nachbarstaaten in Europa haben die Schwangeren das letzte Wort, mit der Begründung, dass es dabei schließlich um seinen*ihren eigenen Körper gehe.

Es ist weiterhin sicher auch nicht falsch zu sagen, dass ein Kind mit einer Behinderung den Staat mehr Geld kostet, als ein Kind ohne eine Behinderung. Weiterhin ist der Beitrag zum Bruttosozialprodukt häufig auch ein geringerer. Auch diese finanzielle ‚Belastung‘ wird oft als Argument gegen das Kind verwendet. Entscheidet sich der*die Schwangere jedoch gegen das Kind, so muss er*sie sich vor sich selbst und Außenstehenden für diese Abtreibung rechtfertigen und trägt diese Entscheidung für den Rest seines*ihres Lebens mit sich herum. Auch bei dieser Entscheidung stehen ehemals Schwangere vielen Anfeindungen und Unverständnis gegenüber. Ein weiteres Problem dabei ist, dass viele Partner*innenschaften unter einer Abtreibung leiden und unter Umständen daran zerbrechen können. Eine psychische Störung ist eine weitere Nachwirkung, die als Folge einer Abtreibung auftreten kann, so Frau Dr. Maria Simon, klinische Psychologin an der Universitätsklinik Würzburg.

Nimmt man all diese Punkte zusammen, so wird erkennbar, dass die Frage nach einer Abtreibung nie leicht zu beantworten ist und es kein absolutes Richtig oder Falsch gibt. Denn egal wie sich der*die Schwangere entscheidet, er*sie ist ständig in der Position sich rechtfertigen zu müssen. Doch sollten die Schwangeren bei dieser Frage nicht ausschließlich ihrem Gewissen und sich selbst treu sein. Denn keines dieser Argumente erleichtert dem*der Schwangeren die Entscheidung. Es verunsichert viel mehr, als dass es hilft und selbst der einzige Punkt, der dagegenspricht und auf einem handfesten Argument beruht, die finanzielle Belastung des Staates,

Schreiben und Veröffentlichen?

Wir suchen selbstverständlich für unsere nächste Ausgabe wieder Beiträge. Falls Ihr Euch jetzt denkt „Hm, ich habe zwar die Idee, aber weiß nicht wie ich das umsetzen soll“ oder an irgendeinem anderen Punkt Fragen habt und Euch Unterstützung wünscht, dann könnt Ihr Euch natürlich direkt an uns wenden und wir helfen Euch. Alternativ haben wir aber auch einen ziemlich coolen anderen Vorschlag: Es gibt dieses Semester eine Schreibwerkstatt. Die Veranstaltung heißt „Publikationsorientiertes Schreiben in Soziologie und Politikwissenschaft“. Hier besteht die Möglichkeit, sich systematisch mit wissenschaftlichen und journalistischen Publikationsprozessen auseinanderzusetzen und selbst einzuarbeiten. Die im Verlauf des Blockseminars entstehenden Texte können bei uns, der **sozusagen**, bzw. im Jubiläumsband zum 50-jährigen Bestehen der Fakultät für Soziologie (Hg. Volker Kruse, Torsten Strulik) zur Veröffentlichung eingereicht werden.

Das Blockseminar (unter der Veranstaltungsnummer 300257 im ekVV) findet am **27. April, 01. Juni** und **06. Juli** jeweils von **10 Uhr bis 18 Uhr** statt.

ist in meinen Augen hinfällig. Denn wie können wir uns als Bundesrepublik Deutschland einen Sozialstaat nennen und gleichzeitig gegen die Geburt eines Menschen argumentieren, weil er beispielsweise den Staat etwas mehr Geld kostet? Weiterhin stellen wir uns als Gesellschaft hin, predigen Inklusion, Gleichberechtigung und fortschrittliches Denken und lassen in dieser Phase die Schwangeren Menschen nicht nur allein, sondern stellen sie einem sozialen Druck gegenüber, der sie beinahe handlungsunfähig macht, da eine Entscheidung in jede Richtung falsch zu sein scheint und nehmen ihnen jede Chance, sich nach ihren Gewissen zu entscheiden. Wie frei von äußerem Druck kann diese Entscheidung denn noch sein, wenn jedem Ergebnis mit Unverständnis und Intoleranz bis hin zu persönlichen Anfeindungen begegnet wird?

Referenzen

1. http://www.3sat.de/page/?source=/nano/glossar/down_syndrom.html – Down-Syndrom (14.02.2018)
2. http://www.trisomie21.de/otitis_media.html – Hörstörungen/Ohrprobleme (14.02.2018)
3. <http://www.spiegel.de/gesundheit/schwangerschaft/downsyndrom-neun-von-zehn-frauen-treiben-ab-a-1138841.html> – Pränatale Tests – Downsyndrom führt meist zu Abtreibung (14.02.2018)

Weitere Quellen

- <https://www.down-syndrom.org/> (17.12.2017)
- <http://meinbaby.info/Abtreibungsfolgen> (18.12.2017)
- <http://www.spiegel.de/gesundheit/schwangerschaft/downsyndrom-neun-von-zehn-frauen-treiben-ab-a-1138841.html> (17.12.2017)
- <https://www.babyclub.de/magazin/schwangerschaft/praenataldiagnostik/praenatest.html> (17.12.2017)
- <https://twitter.com/richarddawkins/status/502106262088466432?lang=de> (22.01.2018)
- https://www.gesetze-im-internet.de/stgb/_218a.html (14.02.2018)
- A. Schneider, 2003, Staatsbürger-, Gesetzes und Berufskunde für Fachberufe im Gesundheitswesen, Springer Verlag

Anmerkung der Redaktion

4. Für den Fall, dass bestimmte Bedingungen eingehalten werden, ist ein Schwangerschaftsabbruch nach § 218a Abs. 4 Satz 1 StGB bis zur 22. Woche straffrei. (<https://dejure.org/gesetze/StGB/218a.html#Abs4:S1>)

Warum sich junge Erwachsene für ein Arbeitsleben bei der Bundeswehr entscheiden

VON SINJE MAREILLE BRINKMANN

Die Bundeswehr gilt in der heutigen Zeit für die Bundesrepublik Deutschland als eine Institution. Doch obwohl sie so fest in die Politik verankert ist, wandelt sich dennoch stetig ihre öffentliche Wahrnehmung, welche maßgeblich dazu beiträgt, wie sich die Begründungen für die Berufswahl ‚Soldat*in‘ äußern. Aus diesem Grund legt die Bundeswehr heute sogar einen Schwerpunkt auf ihre Selbstdarstellung und investiert deshalb in Marketingkonzepte und Werbekampagnen. Die Aufgaben des deutschen Militärs habe sich zwar von der früher dominanten Eroberungs- und territorialen Zielsetzung hin zur Sicherung und Aufrechterhaltung der jeweils positiv definierten Weltanschauungen und Gesellschaftsordnungen verschoben, jedoch sind diese innerhalb der jeweiligen Gesellschaften stets wandelbar und durch verschiedene Meinungen geprägt (vgl. Kernic 2001:81). Die Aufgabe der Soldat*innen hat sich hin zur ‚Bewahrung des Friedens‘ gewandelt. Der Krieg stehe laut Verteidigungsministerium nun nicht mehr im Vordergrund, sondern verstärkt würden humanitäre Missionen im Ausland durchgeführt (vgl. Haltiner et al. 2004:14). Trotz beschönigender Begrifflichkeiten bleibt das Militär jedoch eine Organisation, der die Androhung und Anwendung bewaffneter Gewalt systeminhärent ist. Die Soldat*innen, welche sich seit der Abschaffung der Wehrpflicht im Jahr 2011 nur freiwillig zum Wehrdienst verpflichten können, müssen wegen des hierarchisch zentralisierten Aufbaus und dem *Prinzip von Befehl und Gehorsam* (vgl. ebd.:14) auf Befehle reagieren, ohne dabei Rücksicht auf ihre persönlichen Interessen, eigenen Bedürfnisse oder ethischen Widersprüche zu nehmen. Dies weist bereits den Zwiespalt hin, der auch die Sicht der Bürger*innen auf das Militär prägt. Im Folgenden soll deshalb aufgezeigt werden, aus

welchen Gründen Schüler*innen, welche kurz vor ihrer Berufswahl stehen, den Dienst in der Bundeswehr als erstrebenswert ansehen oder davor zurückschrecken.

Im folgenden Beitrag wird mit Hilfe der Dokumentarischen Methode (vgl. Bohnsack 2011) die Einstellung einer Auszubildenden zur Bundeswehr rekonstruiert, um so eine mögliche Facette dieser gesellschaftlichen Ansicht darzulegen. Anstatt mich hauptsächlich auf eines der Interviews zu fokussieren, werde ich in diesem Beitrag auf die Veränderungen der Motive über die drei Erhebungswellen eingehen.

Berufliche Möglichkeiten bei der Bundeswehr

Zunächst muss jedoch das große Spektrum der beruflichen Möglichkeiten bei der Bundeswehr aufgezeigt werden, da somit unmittelbar deutlich wird, dass eine strikte Trennung zwischen militärischen Berufen und zivilen Berufen nicht direkt möglich ist. Nach Apelt (2004:28) sind Zivillist*innen alle, die auf physische Gewaltmittel verzichten. Doch auf der offiziellen Seite der Bundeswehr wird unter anderem auch für Ausbildungen zu Techniker*innen, Flugbegleiter*innen und Verwaltungsfachangestellten geworben (vgl. <https://www.bundeswehrkarriere.de/>). In diesen zivilen Berufen wird zwar keine Gewalt angewendet, jedoch werden sie in die Organisation des Militärs einbezogen. Es lässt sich auch mit Blick auf die geschichtliche Entwicklung des Berufs der Soldat*innen von einer zunehmenden Verzahnung der Organisationssysteme sprechen (vgl. Klein 2004:160f.). Dennoch sind auch die Wehrverpflichteten, die keinen unmittelbaren Bezug zur Waffe haben, im Falle eines Einsatzes dazu



Bild: https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Str%C3%9Fenbahnwagen_2708,_Dresden.jpg

Werbung der Bundeswehr auf einer Straßenbahn in Dresden.

verpflichtet, ohne Widersprüche die Befehle der Vorgesetzten auszuführen. Das Berufsrisiko insgesamt für Soldat*innen ist also mit dem Strukturwandel nicht verschwunden, auch wenn das Risiko körperlich verletzt zu werden mit 0,39 Prozent im Promillebereich liegt (vgl. Bender 2011:2). Die Gefahr psychischen Schaden zu nehmen wurde dabei jedoch nicht erfasst. Welche Motivationen Jugendliche dazu bewegen könnte, sich dennoch auf mehrere Jahre verpflichten zu lassen, wird im Folgenden anhand eines empirischen Beispiels exemplarisch herausgearbeitet.

Estras Ansichten zum ersten Erhebungszeitpunkt

Esra ist zum Zeitpunkt des ersten Interviews 18 Jahre alt und hat gerade eine Ausbildung zur Bürokauffrau begonnen, nachdem sie bereits die Fachoberschule und eine Ausbildung zur Steuerfachangestellten abgebrochen hat. Ihre Eltern stammen aus der Türkei und Esra ist Teil der zweiten Zuwanderungsgeneration. Estras Mutter arbeitet zusammen mit einer ihrer älteren Schwestern in einem Familienbetrieb als ungelernte Verkäuferin und ihr Vater geht keiner Erwerbsarbeit nach. Beim letzten Inter-

view ist Esra zwanzig Jahre alt und steht kurz vor ihren Abschlussprüfungen.

Im ersten Interview berichtet Esra von ihrem bisherigen beruflichen Werdegang und weshalb sie die Fachoberschule mit Ausrichtung auf das Gesundheitswesen und die darauf folgende Ausbildung zur Steuerfachangestellten abgebrochen hat. Überlegungen zur Bundeswehr zu gehen, werden noch nicht erwähnt. Sie berichtet davon, 300 Bewerbungen für zivile Berufe geschrieben zu haben. Sie orientiert sich also trotz zahlreicher Absagen oder fehlender Rückmeldungen ausschließlich am zivilen Arbeitsmarkt. Mit einer mindestens sechs monatigen Verspätung beginnt sie nach einer Zeit, in der sie nach dem Abbruch ihrer ersten Ausbildung nur gejobbt hat, eine Ausbildung zur Bürokauffrau in einem privaten Betrieb.

Konkrete Vorstellungen zum zweiten Erhebungszeitpunkt

In der zweiten Welle jedoch, hat sie bereits viel von ihrer Cousine, welche sich zur Ausbildung bei der Bundeswehr hat verpflichten lassen, gehört und strebt nun nach der gleichen wirtschaftlichen Unabhängigkeit. Dies

stützt die These, dass Frauen die Bundeswehr generell positiver bewerten, wenn bereits jemand aus der Familie Soldat*in war oder ist (vgl. Buhlman 2004: 457). Esra hat durch ihre Cousine eine Vorstellung, wie das Leben als Stabs soldatin aussehen könnte und kann sich dadurch auch selber ausmalen, eine Karriere bei der Bundeswehr zu beginnen. Der finanzielle Anreiz, den die Bundeswehr bietet, steht während des gesamten Interviews im Vordergrund und wird von Esra immer wieder neu als ausschlaggebende Begründung für ihren Wunsch, den Stabsdienst anzutreten, angeführt. Ihre finanziellen Aufstiegsmöglichkeiten im zivilen Berufsfeld sieht sie hingegen stark eingegrenzt. Ihr zukünftiges Gehalt in ihrer Ausbildungsfirma bezeichnet sie sogar als „*traurig*“, da sie als ungelernete Arbeitskraft in einem Lebensmittelgeschäft bereits mehr verdienen würde. Damit geht die besondere Hervorhebung des Berufsstatus der Soldat*innen einher, den sie auch für sich beanspruchen möchte. Durch den Beamtenstatus – für sie bedeutet das ein Gehalt ohne staatliche Abzüge – erlangt sie einen sozialen Aufstieg, welcher im positiven Gegenhorizont steht.

Einen Arbeitsplatz bei der Bundeswehr zu erhalten, ist sie sich „*hundertprozentig sicher*“. Ihrer Meinung nach hat die Bundeswehr „*jetzt auch nicht so große Kriterien*“ und meint da werde „*jeder genommen*“. Sie selbst möchte entscheiden, ob sie zur Bundeswehr geht oder nicht und stellt sich dadurch als selbsthandelnder Akteur dar, ohne durch die Zugangskriterien der Bundeswehr beschränkt zu werden. Eine Orientierung auf selbstständige Lebensplanung konnte auch an anderen Stellen herausgearbeitet werden. Weitere Gründe dafür, dass ihr ein Arbeitsplatz bei der Bundeswehr sicher erscheint, sind die erhöhte Chance als Frau eingestellt zu werden und die türkische Sprache als Ressource. Esra ist der Ansicht, dass die Bundeswehr zurzeit „*viel weibliches Personal*“ suche, um den Anteil von Soldaten „*ein bisschen auszugleichen*“. Diese Aspekte hatte sie bei der Suche um einen zivilen Arbeits – bzw. Ausbildungsplatz nicht in Betracht gezogen, weshalb sich in diesem Zusammenhang ihre wahrgenommene Chance, eingestellt zu werden, erhöht und sie deshalb selbstbewusster in die Zukunft blicken kann. Die Fremdsprachenkenntnisse erwähnt sie ebenfalls nicht im Zusammenhang mit ihrer damaligen Ausbildungsplatzsuche. Dort nahm sie ihren türkischen Namen als Hindernis war.

Selbstsicher könne sie sich schon jetzt in das Arbeitsfeld der Stabsdienstsoldatin hineinversetzen und betont die Vergleichbarkeit der Arbeitsaufgaben von ziviler und militärischer Beschäftigung. Dabei verweist sie darauf, dass „*80 Prozent im Innendienst*“ durch Bürotätigkeiten

bestimmt werden. Der restliche Anteil des Arbeitsalltags von „*20 Prozent draußen*“ wird als „*minimal*“ verhandelt und stellt somit kein Gefahrenpotenzial für die Arbeit im Militär dar. Sie setzt Auslandseinsätze mit „*Übungen*“ gleich und spricht von Aktivitäten wie zelten gehen und Sport treiben. Demnach wird die Tragweite des Berufsrisikos als nur sehr gering eingeschätzt.

Wirkliche Alternativen zur Bundeswehr seien nur wenige vorhanden. Das wird deutlich als Esra auf die Frage antwortet, wie es in ihrem Leben weitergehen wird, wenn es mit der Anstellung bei der Bundeswehr nicht klappen sollte. Ihr Fachabitur würde sie nur machen, um danach ein Studium absolvieren zu können, um wiederum eine Statusverbesserung zu erlangen. Sie zeigt aber keine Motivation, zur Schule zu gehen und für realistisch hält sie einen erfolgreichen Abschluss des Abiturs und Studiums ebenfalls nicht. Weitere Optionen möchte sie sich dennoch offen halten. Nach der Beendigung ihrer Ausbildung möchte Esra sich großflächig bewerben – auf dem zivilen Arbeitsmarkt sowie beim Militär. Letztendlich soll das Gehalt darüber entscheiden, wo sie arbeiten möchte.

Wandel ihrer Einstellung zum dritten Erhebungszeitpunkt

Im dritten Interview spricht Esra negative Aspekte des Berufs der Soldatin an. Allem voran weist sie selbstläufig auf die fehlende Planbarkeit des eigenen Lebens hin. Sie ist nun nicht mehr an dem Beruf Soldatin interessiert, da sie keine hundertprozentige Zusicherung erhalten hat, in der Kaserne in der Nähe ihrer Familie und ihres jetzigen Wohnortes stationiert zu werden. Das starre Prinzip von Befehl und Gehorsam und die daraus resultierende Zwangsmobilität hat sie abgeschreckt. Sie möchte nicht fremdgesteuert werden – was für Esra bedeuten würde, auch ihre Orientierung nach selbstbestimmter Lebensplanung nicht mehr enactieren, das bedeutet, nicht mehr ihrer handlungsleitenden Orientierung folgen zu können. So wandelt sich das Streben nach dem Beruf der Soldatin zwischen der zweiten und dritten Welle auf ein Streben nach dem Polizeiberuf um: „*Da hab ich mich halt ja dann für Polizei entschieden da dachte ich mir okay gut das ist ja fast dasselbe [lacht]*“. Als Polizist*in genieße man einen ähnlichen Berufsstatus, wie bei der Bundeswehr und bekäme das entsprechende Gehalt zuerkannt. Als weiteren positiven Aspekt sei man weitgehend von Auslandseinsätzen befreit. Jedoch seien hier die Zugangsvoraussetzungen deutlich verschärft, weshalb ein Abitur unerlässlich sei. Zum Erreichen dieses

Ziels nimmt sie sogar ein Schuljahr an der Fachoberschule mit SchülerBAföG in Kauf.

Die Begründungen, weshalb sich Esra für den Polizeiberuf geeignet sieht, sind vergleichbar mit den Gründen, die sie in der zweiten Welle für die Bundeswehreignung anführte. Es wird deutlich, dass Esra die Polizei und die Bundeswehr auf eine Stufe stellt und lediglich ihren Fokus zwischen diesen Beiden verschoben hat.

Als weitere Alternative nennt Esra zudem ein geisteswissenschaftliches Studium und Interesse am Berufsfeld der Sozialen Arbeit. Es ist nicht eindeutig, weshalb sie diesen starken Einstellungswandel vollzog, es könnte jedoch mit der Trennung ihrer Eltern, Mobbing-Erfahrungen bei der Arbeit und ihrem Zusammenzug mit ihrem jüngeren Bruder erst kurz vor dem dritten Interview zu tun haben. Dass sie sich für ihn verantwortlich fühlt, wird bereits dadurch deutlich, dass sie in der Eingangserzählung von ihrem Zusammenzug berichtet, obwohl sie weiß, dass es sich um ein problemzentriertes Interview mit dem Fokus auf ihren beruflichen Werdegang handelt. Auf kommunikativer Ebene spricht sie zwar von einer veränderten Einstellung zur finanziellen Vergütung als alleiniges Berufswahlkriterium, welches sie mit einer zunehmenden Verschlechterung der Arbeitsatmosphäre in ihrem Ausbildungsbetrieb in Verbindung bringt: „*lieber mache ich einen Job was ich dann wirklich mag statt jetzt nur aufs Finanzielle zu achten*“. Dennoch stehen im Vordergrund des Vergleiches zwischen den Möglichkeiten bei der Polizei und in der Sozialen Arbeit allerdings wieder die Finanzen. Esra benötigt Geld, um die Miete der beiden bezahlen zu können, was sich mit ihrem Ausbildungsgehalt und mit der Aussicht auf Schüler-BAföG nicht einfach gestaltet. Es ist anzunehmen, dass sie deshalb bei ihrer Berufswahl den finanziellen Aspekt als ausschlaggebend ansieht.

Ergebnisse der Einzelfallanalyse

Aufgrund der Analyse des längsschnittlich betrachteten Falls ‚Esra‘ lassen sich die verschiedenen Motive und Aspekte herausarbeiten, die dafür sorgen, dass sie die Bundeswehr positiv bewertet – wenngleich sie von der zweiten zur dritten Befragung ihre Meinung hinsichtlich der eigenen Verpflichtung zur Stabsoldatin grundsätzlich ändert.

In der ersten Erhebungsphase hat Esra noch keine Berührungspunkte zur Bundeswehr und zieht die Bundeswehr als Arbeitgeberin nicht in Betracht. In der zweiten Welle strebt sie nach wirtschaftlicher Unabhängigkeit und dem Berufsstatus der Soldatin. Ein eindeutig nega-

tiver bewerteter Aspekt der Bundeswehr ist jedoch die fehlende Planbarkeit des eigenen Lebens. Esra ist stark an ihrer eigenständigen Lebensplanung orientiert, was sie durch das Prinzip von Befehl und Gehorsam nicht ausreichend enactieren kann. Auch ihre Einstellung zur finanziellen Vergütung als alleiniges Berufswahlkriterium ändert sich im Laufe der Zeit. Dennoch strebt sie weiter nach dem erhöhten Berufsstatus und wandelt dieses Streben auf den Polizeiberuf um. Als weitere Alternative nennt Esra in der dritten Untersuchungsphase ein geisteswissenschaftliches Studium mit sozialer Ausprägung, welches im radikalen Kontrast zur Bundeswehrkarriere steht. Daran zeigt sich noch ein weiteres Mal, dass sie beim Berufswunsch Soldatin die hohe und sichere Bezahlung anstrebte.

Literaturverzeichnis

- Apelt, Maja. 2004. „Militärische Sozialisation.“ S. 26–39 in *Handbuch Militär und Sozialwissenschaft*, herausgegeben von S. B. Gareis und P. Klein. Wiesbaden: VS.
- Bender, Justus. 2011. „Ein sicherer Job: Die Bundeswehr lockt mit Studien- und Arbeitsplätzen.“ *ZEIT Campus* 2011, S. 1–3. Abgerufen am 23.07.2015 (<http://www.zeit.de/campus/2011/06/recruiting-bundeswehr>).
- Bohnsack, Ralf. 2011. „Dokumentarische Methode.“ S. 40–44 in *UTB Erziehungswissenschaft, Sozialwissenschaft*, Bd. 8226, *Hauptbegriffe Qualitativer Sozialforschung*, herausgegeben von R. Bohnsack, W. Marotzki und M. Meuser. Opladen [u.a.]: Budrich.
- Buhlman, Thomas. 2004. „Berufswunsch Soldat: Interessen und Motive.“ S. 451–63 in *Handbuch Militär und Sozialwissenschaft*, herausgegeben von S. B. Gareis und P. Klein. Wiesbaden: VS.
- Haltiner, Karl, Paul Klein und Sven B. Gareis. 2004. „Strukturprinzipien und Organisationsmerkmale von Streitkräften.“ S. 14–24 in *Handbuch Militär und Sozialwissenschaft*, herausgegeben von S. B. Gareis und P. Klein. Wiesbaden: VS.
- Klein, Paul. 2004. „Soldat und ziviler Beruf.“ S. 160–67 in *Handbuch Militär und Sozialwissenschaft*, herausgegeben von S. B. Gareis und P. Klein. Wiesbaden: VS.
- Mahl, Franzisca, Tabea Schlimbach und Birgit Reißig. 2014. „‘Ich muss mich noch informieren (lassen).‘: Berufsorientierungsprozesse im Zusammenspiel von individuellem Handeln und institutioneller Unterstützung.“ *Berufs- und Wirtschaftspädagogik (bwp)* (27). Abgerufen am 28. Juli 2015 (http://www.bwpat.de/ausgabe27/mahl_etal_bwpat27.pdf).

Im Rahmen. Ich beanspruche den Widerspruch.

VON MARINA MICHAILOV

Es umgibt mich ein Rahmen. Ich kann nur für mich sprechen. Und dennoch muss ich den Rahmen mit den Anderen, mit euch, meine Herrschaften, teilen. Inklusive haben wir die Geburt und den Tod miteingekauft. War dabei. Kostenlos. Mit dem Rahmen, in den ich hineingeboren wurde.

Sitzend, nachts, draußen im Freien, meine Sucht nach frischer Luft befriedigend. Doch eher nach Koffein. Konsumierend. Es geht um den Rahmen. Den Weg von unten nach oben. Aber nein, meine Damenschaften, oben ist nicht allein das Kapital, der Wettbewerb, der Erfolg, die Macht und weitere sonstige nichtige Kleinigkeiten. Oben ist der Tod. Wir teilen ihn. Wie verachtet diese Diskussion auch in unserer Gesellschaft zu sein scheint. Umgehen werden wir den vorgefertigten Weg nicht.

Freiheit, Individualisierung, Globalisierung und auch Digitalisierung. Alles ist möglich. Möglichkeiten als ein Strohalm des Haufens, der Masse. Ich will mehr. Ich will weiter. Ich will alles. Ich kann, ich will, ich muss. Der Rahmen gibt es mir vor.

Und es reizt mich unter den Nägeln. Der Ausbruch. Die Alternative, die mich aus dem Rahmen springen lässt. Der Rahmen. Er ist rund. Aus einer naheliegenden Ecke drei Zacken sich formend. Einer rechts und oben fünf. Was bedeuten schon Zahlen? Geben eine Struktur vor. Zahlen, Rahmen, Wissenschaft. Der Durchschnitt mit qualitativen Ausschlägen.

Ich liebe den Rahmen! Eine gewisse nette Höflichkeit der Liebe. Auch ohne Ehering seit Neuestem möglich. Aber an der oberflächlichen Spitze des Politikrahmens profitieren Sie spielend mit christlichen Werten. Denn Hochzeit, Scheidung, inklusive exquisitem Lachsfilet und weißen Rosen, das ist gut für unser Land. Gut für die Wirtschaft. Verstehen Sie, meine Damen und Herren? Liebe ist im Rahmen. Aber eine gewisse Liebe. Sie ist käuflich, nicht teuflisch. Wäre zu schön. Nicht in unserem Rahmen. Nicht hier. Und doch hier.

Unsere globalisierte, individualisierte, beschleunigte und digitalisierte Gesellschaft. Ich werfe mit Wörtern,

treffend in den Papiermüll neben mir. Zu bequem, den Müll in den Nachbarsgarten zu werfen. Zu einfach. Ich giere nach der Einfachheit in der möglichenvollgepackten Wörtermüllgesellschaft.

Der Rahmen produziert. Die Lust, den freien Willen. Die Basis des Ausbruches. Ohne Rahmen kein Ausbruch möglich. Aus dem runden, doch eckigen nicht zählbaren Rahmen und doch starr in quadratische Herrschaftsstrukturen überführt. Aus der reinen Vernunft, ökonomisch verdachte Grenzen. Singen nicht Tocotronic, dass reine Vernunft niemals siegen darf? Aber ich brauche den Rahmen. Ich giere nach ihm. Ich will Sicherheit spüren. Die Medien sagen mir, dass ich mich kontrollieren muss. Ich könnte womöglich aus dem Rahmen fallen. Kapitalismus, Neoliberalismus, soziale Marktwirtschaft und der frühere Sozialismus. Wörter, die alles für sich beanspruchen wollen. Erklären versuchen. Herr Nachbar, ich habe Müll, den werde ich aus dem Rahmen schmeißen!

Ziel ist mehr. Das immer weiter, besser – Reichtum, Wachstum. Bis nach – irgendwohin. Und doch nur im Rahmen von Geburt zum Tod. Und so kratzt es mich unter den Nägeln. Aus dem Rahmen mit mir! Alternativen ohne Konsum und den Blick auf gleicher Augenhöhe. Nennt sich Wertschätzung, meine Herren und meine Damen. Den Blick auf gleicher Höhe behalten. Menschliche Rechte als Rahmen, gefüllt mit der Zutat von Seelenvertrauen und der Gabe Neues aus dem Nichts zu kreieren. Das ist das andere Gefühl von Sicherheit. Das Vertrauen, die Sicherheit in einem Selbst zu finden. Abseits der Begierde des Greifens, des Habens und Wollens des Anderen, der vielen Möglichkeiten. Sein zu lassen, ohne die eigene Kreativität zu verkaufen. Aber nein, sich selbst in eine imaginäre Blase hinein zu promoten, um im Wettbewerb zu stehen. Ja, besser sein als die Anderen. Ein kleines, ja winziges, süßes Stückchen des Höheren. Die Wirtschaft und ja den habenwollenden Wohlstand immer und immer wachsen zu lassen. Im Vergessen, dass die Anderen wir selbst sind. Wir sind alle unten. Alle mittelmäßig. Alle nur allzu menschlich besonders. So, einfach

wie wir sind. Komplex in der Einfachheit. Perfekt in der Unperfektion. Einzigartig im Mensch sein bedeutet, dass jeder Einzelne besonders gleich ist. Wir stehen im Widerspruch. Wir stehen im Wettbewerb. Wir stehen auf gleicher Augenhöhe. Ein Rahmen im Rahmen voller Ideale.

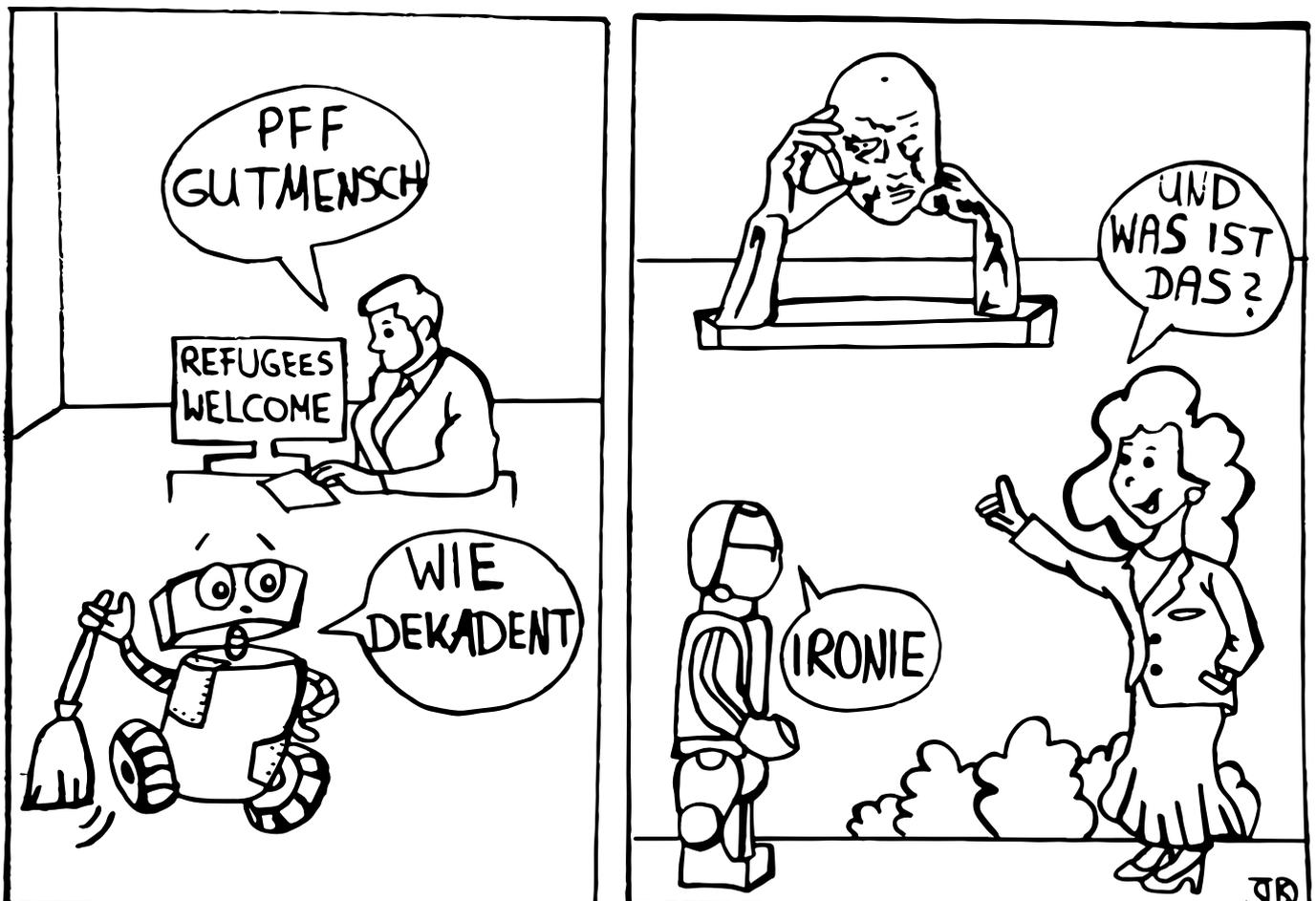
Einspruch, meine Menschen*schaften. Ich beanspruche den Widerspruch! Ich liebe den derzeitigen Rahmen und hasse ihn zugleich. Zu viele Emotionen für

die Universität? Ich liebe es im Wohlstand zu leben. Bin dankbar. Ich mag die Ausbeutung nicht. Bin vollgepackt mit dem Gegenteil von Liebe, dem Gefühl des Hassens. Ich spüre Freiheit und sehne mich nach Begrenzung – dem menschlichen Sinn und so kaufe ich ein: einen Widerspruch.

Einspruch, meine Menschen*schaften! Ich beanspruche meinen Widerspruch.

Was passiert eigentlich, wenn Roboter Meinungen haben?

VON DENNIS STOLPMANN





Wie ein Harry-Potter-Fan Soziologie studiert

VON FELICITAS WAGNER

... Hmm, Collins, Gewalttheorie, „emotionale Energie“ (Collins 2013: 15). Ich sitze im Seminar und zermartere mir das Gehirn darüber, was man sich unter diesem mysteriösen Begriff vorstellen kann und meine Gedanken schweifen langsam ab. Emotionale Energie, emotionale Energie, emotio ... das ist doch, wenn man sich selbst gut zuredet, an Dinge denkt, die einem einen Schub Selbstbewusstsein verpassen, an glückliche Momente, die einem dann Kraft geben. Energie eben, emotionale Energie. „EXPECTO PATRONUM!“ (Rowling 1999: 396). Wow – so lange ist es her, dass ich mit einem Zauberumhang, einem Polyesterzauberhut und einer Stoffeule ausgerüstet zur Buchveröffentlichung – bei Weltbild, Boulevard oder Thali ... nein, damals hieß das noch Phönix – gestapft bin? Auf dem Weg lachten Jugendliche – ich würde sie heute wahrscheinlich einfach als ‚Kinder‘ oder ‚kleine Idioten‘ bezeichnen – über mein Kostüm, meinen Schulumhang; die können froh sein, dass der Schnabel meiner Eule nur aus Plüsch war ... Die Vorfreude in meinem Kopf gibt mir Kraft – *Expecto Patronum*, emotionale Energie. Für ungesagte Zauber bin ich noch nicht stark genug, oder aber die emotionale Energie reicht nicht aus, um mich zum Gegenangriff zu befähigen. Doch sie lässt mich weitergehen auf meinem Weg hinauf zum Schloss, wo ich schon die Lichter der großen Halle zu sehen glaube, oder vielleicht sind es auch nur die leuchtenden Fenster der Geschäfte am Jahnplatz, egal ... Wusste ich damals schon etwas über emotionale Energie oder was Soziologie ist? – Wahrscheinlich nicht ... aber wenn ich mich so zurückerinnere, dann kann ich mir vorstellen, dass Soziologie schon irgendwie ziemlich magisch ist: Einigen von uns wird sie vielleicht verraten, wie man die Dementoren der sozialen Ungleichheit erkennt und bannt, die Phänomene im verbotenen Wald mit seinen Zauberwesen deutend verstehen und erklären kann (vgl. Weber 1972: 1), oder auch nur, welche Organisationsstruktur im Zaubereiministerium vorliegt.

Wenn man morgens in der Straßenbahnlinie 4 genug Glück gehabt hat, einen Sitzplatz zu ergattern, dann

kann es – je nachdem, wie viel Zeit man Zuhause hatte, um seinen Kaffee zu trinken – sein, dass man kurz wegnickt, oder zumindest gedankenverloren in das Dunkel des Bahntunnels starrt. Aufgeschreckt aus diesem Halbschlafzustand wird man seit längerer Zeit von der Durchsage, die Informationen zum Gleisübergang gibt (der jetzt wieder geöffnet ist). Man kann schon etwas wehmütig werden, dass es eben diese immer gleiche Durchsage in der Straßenbahn ist, und nicht die freundliche Hexe vom Imbisswagen des Hogwarts-Express, die an die Abteiltüren klopft und fragt, ob jemand Interesse an einer Packung „Bertie Botts Bohnen jeder Geschmacksrichtung“ (Rowling 1997: 334) oder den anderen Süßigkeiten auf ihrem Wagen habe – „Ja bitte, zwei Schokofrösche. Danke!“ Damit käme man sicher gut durch die nächste Vorlesung bis es Zeit fürs Mittagessen ist. Stattdessen gehe ich noch schnell zum „Eddy“ in der Unihalle und kaufe mir zwei ganz normale, unmagische Schokoriegel. Dann im Hörsaal so leise wie möglich die knisternde Plastikverpackung öffnen, um niemanden zu stören. Hätten wir hier Schokofroschkarten (vgl. Rowling 1997: 114), so würde mir vielleicht gerade Georg Simmel von dem kleinen, sich bewegenden Bild auf der Schokofroschkarte zuwinken. Meine Kommilitonin, die neben mir in der Reihe sitzt und gerade ebenfalls ihren Frosch ausgepackt hat, würde vielleicht herüberschauen – „Oh nein, ich habe schon wieder Habermas bekommen. Wollen wir tauschen?“ – „Klar.“

Auf dem Weg in das nächste Seminar. Ich kann mich noch gut an das erste Semester erinnern: Die Umstellung von der Schule zur Universität. Als wäre diese nicht an sich schon eine schwierige Sache gewesen, macht es die schiere Größe des Universitätsgebäudes den „Ers-tis“ nicht gerade leichter. Zwar ist es kein verwinkeltes Schloss, sondern ein eher klobiges geometrisches Betongebäude, hat keine Türme für Astronomiestunden (vgl. Rowling 1997: 264) oder Unterricht in Wahrsagen (vgl. Rowling 1999: 108), sondern mit Buchstaben gekennzeichnete Zähne. Aber manchmal, auf der hastigen Su-



Foto: © sozusagen-Redaktion

che nach dem richtigen Seminarraum, beschlich mich – und tut es immer noch von Zeit zu Zeit – das Gefühl, dass sich die Treppen, die die verschiedenen Ebenen und Flure verbinden, *auch hier* aus eigener Macht drehen und verändern können (vgl. Rowling 1997: 145) ... Und leider gibt es hier eben keine sprechenden Porträts an den Wänden der Gänge (vgl. Rowling 1997: 142), die einem den Weg weisen könnten. Wenn es sie aber gäbe, dann wäre klar, welcher berühmte Zau ... nein, Soziologe an den Wänden des Gebäude X im Bereich der Soziologie anzutreffen wäre: Niklas Luhmann – ein altherwürdiges Ölgemälde, in dessen Hintergrund sogar Luhmanns mysteriöser Zettelkasten erkennbar ist. Systemtheoretiker und Luhmann-Interpreten würden sich vor dem verzauberten Porträt tummeln, um eine Audienz mit dem Soziologen zu ergattern; viel Zeit für vereinzelt Studierende, die sich erklären lassen wollen, was genau „Autopoiesis“ (Luhmann 1984: 40) jetzt noch mal bedeutet, wäre da sicher nicht, zumal wenn man bedenkt, dass die Gestalten in den Porträts diese auch verlassen können, um in andere Bilder zu schlüpfen und im Schloss umherzuwandeln (vgl. Rowling 1997: 172). Wenn man dann durch die Flure der Soziologiefakultät ginge, könnte man sicher aus dem leeren Porträt Satzketzen und gemurmelte Schlagworte aufschnappen ... „Kommunikation“ (vgl. Luhmann 1984: 54) ... „doppelte Kontingenz“ (vgl. ebd.: 65) ... Oder sind das nur die Stimmen, die aus einem Seminarraum dringen, in dem vielleicht gerade ein Lektürekurs stattfindet?

Schaut man aus den Fenstern des Universitätsgebäudes nach draußen, dann ist es nicht selten, dass man einzelne oder auch kleine Schwärme von Dohlen entdeckt, die zwischen den verschiedenen Gebäudeteilen herumfliegen oder sich auf den Grünflächen niederlassen. Wäre es nicht denkbar, dass sich unter diese kleinen schwarzen Rabenvögel auch *Eulen* mischen? – Diese könnten

dann Dokumente und Post zwischen den verschiedenen Sekretariaten und Prüfungsämtern hin und her transportieren oder auch BAföG-Bescheide ausliefern.

Wenn du Pech hast, übergibt die Posteule (vgl. Rowling 1998: 90) dir das beantragte Zwischenzeugnis dann *nur* im Austausch gegen einen Eulenkeks (vgl. Rowling 2003: 90), oder, anstelle eines harmlosen Briefs, teilt dir dann ein „Heuler“ (Rowling 1998: 91) mit magisch übertragener Stimme lauthals mit, dass du vergessen hast, deinem Antrag die benötigten Nachweise beizulegen ... Ähnliche Unannehmlichkeiten könnten auch andere Konventionen aus der magischen Welt ergeben: Man stelle sich nur mal vor, wie es wäre, eine Hausarbeit per Hand mit Feder und Tinte auf Pergamentrollen schreiben zu müssen (vgl. Rowling 1997: 153)! *Eigentlich ist es schon ganz gut, so wie es ist.* Und an Tagen, an denen es das mal nicht ist ... Nun ja, dafür sind gute Bücher, Tagträumereien und Freunde ja schließlich da.

Literaturverzeichnis

- Collins, Randall. 2013. „Zur Mikrosoziologie von Massentötungen bei Amokläufen.“ *Berliner Journal für Soziologie* (23): 7–25.
- Luhmann, Niklas. 1984. *Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Rowling, Joanne K. 1997. *Harry Potter und der Stein der Weisen*. Hamburg: Carlsen Verlag.
- Rowling, Joanne K. 1998. *Harry Potter und die Kammer des Schreckens*. Hamburg: Carlsen Verlag.
- Rowling, Joanne K. 1999. *Harry Potter und der Gefangene von Askaban*. Hamburg: Carlsen Verlag.
- Rowling, Joanne K. 2003. *Harry Potter und der Orden des Phönix*. Hamburg: Carlsen Verlag.
- Weber, Max. 1972. „Soziologische Grundbegriffe.“ in *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie*. Tübingen: J.C.B. Mohr.



Mein Autopoesiealbum

Thomas Faist

Als Kind wollte ich sein wie ... mein älterer Bruder, der ein begnadeter Fußballspieler war. Ich habe mich aber später entschlossen, lieber Handball zu spielen.

Meine Lieblingsband ... ist eine Person: Jim Croce. (Mein Lieblingsband ... „The Great Gatsby“ von Fitzgerald.)

Im Kino habe ich zuletzt gesehen ... „Aus dem Nichts“ von Fatih Akin.

Was ich gut kann ... Brot backen.

Mich nerven Studierende, wenn sie ... kein Interesse zeigen; aber der Unmut darüber ist allenfalls kurzfristig. Denn viel interessanter ist der umgekehrte Fall, wenn Leidenschaft für soziale Zusammenhänge erkennbar ist.

An Soziologie besonders interessant ist ... ihr schier endloses Anwendungsfeld.

Diese Person bewundere ich ... einen meiner ehemaligen Klassenlehrer, der seine Lebensphasen adäquat lebt.

Ich nehme mir gerne Zeit ... um mit dem Zug durch die Alpen nach Italien zu fahren.

In Bielefeld muss man unbedingt ... am Neujahrstag die Bielefelder Philharmoniker in der Oetkerhalle hören.

Aus meiner Studienzeit erinnere ich mich am Liebsten an ... das Proseminar von Charles Tilly zu „State Formation and Collective Action“ an The Graduate Faculty – in dem es immer um radikale Kritik ging.

Am meisten bin ich stolz auf ... audiovisuelle Medien zur Bürgerrechtsbewegung in Memphis, TN und den Aufbau eines Studiengangs Politikmanagement.

Das sollte es öfters geben ... mehr Muße für absichtsloses Fragen.

Am Forschen gefällt mir ... die wiederholte Erfahrung, dass „das schönste Meer ... das noch nicht befahrene“ ist (Nazim Hikmet).

Am Lehren gefällt mir ... mich von Studierenden überraschen zu lassen.

Meine Empfehlung an Erstsemester ist ... folgen Sie Ihrer Neugier und Ihrer Leidenschaft zum Verstehen.

Die bedeutendsten Soziologen sind ... die, die auch einmal ihre Lieblingsideen in Frage stellen.

Soziologie ist ... eine Wissenschaft zwischen methodologischer Fixierung und gesellschaftlicher Wirklichkeit, die auch vom Austausch mit der Öffentlichkeit lebt und mehr davon braucht.

Meine erste Liebe war ... Eher waren alle weiteren immer wieder eine erste Erfahrung.

Mein Lieblingszitat ... wechselt des Öfteren; eines zieht sich durch: „De omnibus dubitandum“ („An allem ist zu zweifeln“).

Ich stoße an meine Grenzen, wenn ... ich mir vorstelle, wie es wohl gewesen wäre, in einer anderen Zeit als der heutigen zu leben und auf die dann gestellten Herausforderungen zu reagieren.

Eine erste Erfahrung mit der Arbeitswelt ... nicht die erste, aber die prägendste war als Schüler in den Sommerferien auf dem Bau.

Es macht mich wütend, dass ... ich manchmal am Samstag doch einkaufe.

Eine gute Tat, an die ich mich gerne zurückerinnere ... Da kann ich mich beim besten Willen nicht entscheiden ☺.

Ich finde es ungerecht, wenn ... Dünkel und Hochmut belohnt werden.

Studierendenproteste sind ... oft recht spontane Ereignisse, die insbesondere auch als Ausbildungslager für angehende Professor/innen, Politiker/innen und Administrator/innen dienen.

Revolutionen sind ... mehr als „moments of madness“.

Die Analyse von Revolutionen ist eines jener sozialwissenschaftlichen Felder, die neben sozialen Bewegungen konzeptuell und methodisch am weitesten entwickelt sind – was mich immer wieder inspiriert. Fasziniert bin ich von der Gleichzeitigkeit von Progressivem und Retrogradem in Re-Volutionen.

Ich würde niemals ... auf einem Ponyhof leben.

Ich kann nicht so gut ... Wo soll ich da beginnen?

Auf eine einsame Insel würde ich die folgenden drei Sachen mitnehmen ... keine Dinge, sondern meine drei liebsten Menschen.

Mit dem Thema „Entscheidung und Zwang“

verbinde ich ... dass zwar zuerst einmal gilt, die Alternativen bei Entscheidungen kennenzulernen bevor man sich dem Entscheidungszwang hingibt. Allerdings wird es erst jenseits dieser Phrase spannend: Gerade im Hinblick auf das Verstehen und Erklären von Entscheidungen konzentriert sich die Soziologie in der Regel mehr auf Interaktion als Grundlage für Handeln als auf den Nexus von Interaktion und mentalen Strukturen bei den daran Beteiligten. Dieses Feld scheint für die Soziologie noch weit offen zu sein.



Foto: privat

Was wird hier eigentlich erforscht?

Eine Umfrage zu unserem Titelthema unter den Lehrenden der Fakultät für Soziologie

Jetzt haben wir Beiträge mit verschiedenen Sichtweisen von Studierenden lesen können, in denen sie ihren Zugang zum Thema „Entscheidung mit/oder/trotz Zwang“ aufzeigen konnten. Doch auch in der Soziologie-Forschung spielen Entscheidungen und Zwänge selbstverständlich eine zentrale Rolle. Daher fanden wir es spannend mal die Lehrenden dieser Fakultät anzuschreiben und zu fragen, wie sich dies denn in ihren Forschungsthemen abbildet. Als Antworten haben wir fünf Beiträge erhalten, die sehr interessante Perspektiven und Themen aufgreifen:

STEFAN KÜHL, Professor für Organisationssoziologie im Arbeitsbereich 3 „Organisationssoziologie“:

In seiner Forschung beschäftigt sich Stefan Kühl viel mit der Frage, welche Freiheiten Mitglieder in Zwangsorganisationen haben. In dem Band „Ganz normale Organisationen. Zur Soziologie des Holocaust“ analysiert er die Organisationsstruktur des NS-Staats unter der Fragestellung, warum während der Zeit des Nationalsozialismus so viele Deutsche bereit waren, sich an der Vernichtung der europäischen Juden aktiv zu beteiligen. Anders als eine Vielzahl der Untersuchungen zur NS-Täterforschung, liegt der Schwerpunkt dieser Forschung nicht auf den individuellen Motiven, die die Menschen dazu bewegten der Organisation beizutreten. Unter Einbeziehung geschichtswissenschaftlicher und sozialpsychologischer Forschung und den Instrumentarien der Soziologie wird der NS-Staat als soziales System betrachtet, das mit Zwängen und Mechanismen operiert, die durch ihren hohen Organisationsgrad die Menschen dazu gebracht haben, sich an Deportationen und Massenerschießungen zu beteiligen.

LUTZ LEISERING, Professor für Soziologie und Sozialpolitik im Arbeitsbereich 4 „Politik und Gesellschaft“:

In meinem Forschungsgebiet, der Sozialpolitik, lassen sich eine Vielzahl von Entscheidungen und Zwängen finden: Sozialpolitik ist normativ verbunden mit Vorstellungen von erweiterter Teilhabe am sozialen Leben für alle Bürger*innen und mit Befreiung von oder zumindest Begrenzung von strukturellen Zwängen: Zwängen, die vom Arbeitsmarkt ausgehen (Sozialpolitik zielt auf „Dekommodifizierung“, Esping-Andersen 1990); die von der Familie ausgehen (Sozialpolitik zielt auf „De-

familialisierung); oder die von einflussreichen Gruppen ausgehen (De-Klientelisierung, besonders im globalen Süden).

Wenig gesehen werden aber die dunklen Seiten der Sozialpolitik: durch Verrechtlichung, Bürokratisierung und Herrschaft von Expert*innen und Expert*innenwissen unterwirft Sozialpolitik die Adressat*innen auch erheblichen Zwängen. Giddens (1991) spricht von einer „sequestration of experience“ durch moderne Institutionen. Sozialpolitik ist also zutiefst ambivalent: gerade indem sie auf Steigerung von Teilhabe und Teilhabefähigkeit der Adressat*innen hinwirkt, greift sie auf Körper und Verhalten der Adressat*innen zu und erzeugt neue Zwänge. Simmel (1908) spricht von dem „Bittere[n] und eigentlich Widerspruchsvolle[n]“ der „Entwicklungs- und Aktivitätstendenz der Neuzeit“.

In der Abschlussmonographie meines DFG-Projektes FLOOR zu sozialer Grundsicherung im globalen Süden zeige ich diese Ambivalenz von Befreiung und gleichzeitiger Unterwerfung unter bürokratische Zwänge für die neuen Formen sozialer Grundsicherung auf: „The new politics of poverty: between social control and social citizenship“.

ANDREAS VASILACHE, Professur für Sozialwissenschaftliche Europaforschung im Arbeitsbereich 4 „Politik und Gesellschaft“:

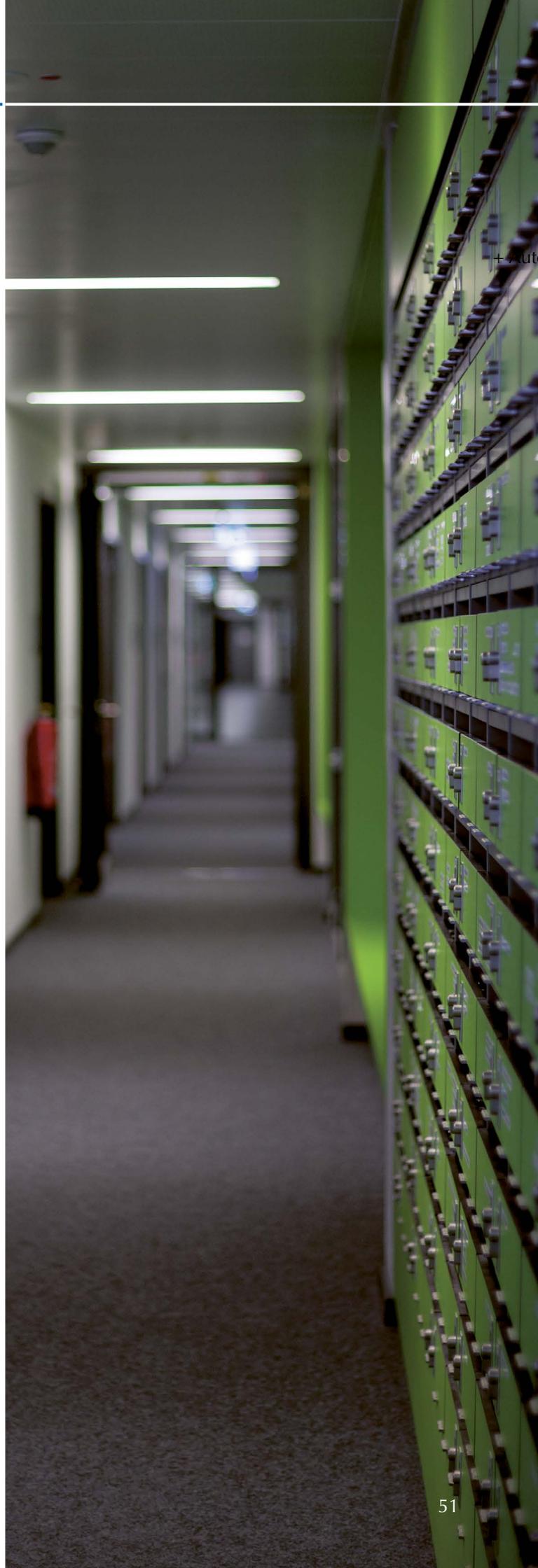
Mit dem Thema „Entscheidung mit/oder/trotz Zwang“ befasse ich mich mittelbar, v.a. mit Blick auf staatstheoretische Konzepte und hier mit dem Fokus auf das Verhältnis von Norm und Normdurchsetzung. Auch in meiner Forschung zu Grenzen spielen Fragen nach dem Verhältnis von Entscheidung und Zwang mittelbar eine Rolle.

MARC MÖLDERS, Akademischer Rat im Arbeitsbereich 11
„Recht und Gesellschaft“:

In meiner Forschung und Lehre geht es oftmals darum, wie gesellschaftliche Korrektive (z.B. Investigativ-Journalismus) versuchen, zur Bearbeitung der Folgen funktionaler Differenzierung anzuregen (oder auch: die Welt zu verbessern). Dabei ist häufig zu beobachten, dass es ihnen insbesondere um Entscheidungen im Recht geht. Da ihnen unmittelbare Zwangsmittel dazu nicht zur Verfügung stehen, interessiere ich mich dafür, was sie wie stattdessen einsetzen, etwa um aus Publikationen „Druckerzeugnisse“ zu generieren.

KURT SALENTIN, Lehrbeauftragter mit den Schwerpunkten
Armut, Migration, Konflikt und Gewalt, forscht
im Institut für interdisziplinäre Konflikt- und
Gewaltforschung:

Im Sommersemester 2018 biete ich eine Lehrforschung im Masterstudiengang zum Thema „Soziologie des Social Engineering“ an, die sich mit Phishing-Angriffen und dergleichen beschäftigt. Das Angriffsziel muss bei Phishing-Mails wie bei tausend anderen Kommunikationsangeboten jeden Tag unter Zeitdruck, mit begrenzter Information und meist wenig technischer Kompetenz Entscheidungen treffen: Link anklicken, Anhang öffnen? Gleich löschen, lieber erst irgendwo nachfragen? Aber bei wem? Dabei als inkompetent dastehen? Absender*in googeln? Es geht um eine klassische Entscheidung unter Risiko. Inzwischen ist bekannt, dass bei der Mehrzahl aller großen Datenlecks an irgendeiner Stelle Social Engineering dieser Art im Spiel ist. Die Angreifer*innen machen sich dabei soziale Verhaltensweisen wie Hilfsbereitschaft, Hierarchiecompliance, Stressaversion zunutze. Das kann man in verblüffenden Life-Hacking-Performances verfolgen. Es wird in der Lehrforschung darum gehen, den sozialen Hintergrund der Vulnerabilität für Social Engineering zu untersuchen, der aus Zeitdruck in Organisationen, einem unterstützungsunfähigen Umfeld, Neugier, schlechter Qualifikation und vielleicht vielen anderen Faktoren besteht. Es wird viel Raum für Ideen der Studierenden geben.



ZiF-Projekte

„Die Konzeptualisierung des politischen Imaginären“

Der Wandel des politischen Bewusstseins steht im Mittelpunkt der ZiF-Arbeitsgemeinschaft „Die Konzeptualisierung des politischen Imaginären“ unter der Leitung von Paula Diehl und Olaf Kaltmeier. Basierend auf der Hypothese, dass es sich dabei um Transformationen des politischen Imaginären handelt, setzt sich die Arbeitsgruppe mit den aktuellen, politischen Veränderungen auseinander. Zentrale Themen sind dabei beispielsweise der zunehmende Populismus sowie der Wandel von Ideologien (von festen Gefügen zu hybriden Kombinationen). Dabei scheinen sich die neuen politischen Erfahrungen oft „antipolitisch“ und „post-faktisch“ zu äußern. Ihr zentrales Ziel ist es dabei, die traditionellen sozialwissenschaftlichen Konzepte zu erweitern, da diese nicht in der Lage seien, das politische Imaginäre darzustellen. Eine neue Konzeptualisierung des politischen Imaginären sei daher notwendig, um soziale und politische Veränderungen zu verstehen. Im Rahmen der Forschung soll die theoretische Reflexion und empirische Forschung des politischen Imaginären möglich werden. Durch die interdisziplinäre Arbeit an Konzepten, theoretischen und methodologischen Ansätzen sollen so neue wissenschaftliche Impulse gesetzt werden.

Weitere Informationen:

[http://www.uni-bielefeld.de/\(de\)/ZiF/AG/2018/07-14-Diehl.html](http://www.uni-bielefeld.de/(de)/ZiF/AG/2018/07-14-Diehl.html)

Wege aus der europäischen Krise: Schriftsteller zu einer Verfassung für Europa

Mit einem möglichen Weg aus der europäischen Krise befasst sich Paul Michael Lützeler im Rahmen seines öffentlichen Vortrags im „Zentrum für interdisziplinäre Forschung“ (ZiF). Im Mittelpunkt steht dabei die Entwicklung des literarischen Europa-Diskurses von der frühen Neuzeit bis heute. Lützeler, der als Professor für „the Humanities“ an der Washington University in Saint Louis/USA tätig ist, setzt sich in seinem Vortrag mit der Sichtweise bedeutender Schriftsteller zu einer europäischen Verfassung auseinander. Er stellt dabei einerseits Autoren wie Jürgen Habermas vor, die sich für die europäische Verfassung stark gemacht haben, und beschreibt andererseits den 2005 gescheiterten Versuch der Europäischen Union, eine europäische Konstitution durchzusetzen. Der

öffentliche Vortrag findet am 16. Mai 2018 um 18 Uhr im Plenarsaal des ZiF statt.

Weitere Informationen:

[http://www.uni-bielefeld.de/\(de\)/ZiF/OeV/2018/05-16-Lützel.html](http://www.uni-bielefeld.de/(de)/ZiF/OeV/2018/05-16-Lützel.html)

“Understanding Southern Welfare. Ideational and historical foundations of social policies in Brazil, India, China and South Africa”

If you take a look at the development of Western nation states in the last century, the expansion of social policy and the rise of the “welfare state” with a democratic structure are significant developments. But besides these remarkable processes in Western countries, the Global South also has to be taken into account. Since the twenty-first century, the global influence of Southern nation states increased constantly, especially in terms of population size, political power and share in the global economy.

This is why the ZiF Research Group “Understanding Southern Welfare. Ideational and historical foundations of social policies in Brazil, India, China and South Africa” considers this question. Under the direction of Ulrike Davy and Lutz Leisering they investigate the foundations of social policies in four Southern countries. The Research Group focuses on India, China and South Africa since the 1940s, and Brazil since the 1930s. Processes like welfare state building have also taken place in these countries, especially since the 1990s, but to a different extent and in different shapes. It is a fact that the majority of the population in Southern states still lacks formal social security. Furthermore, rising inequality and the threat of social instability remain an omnipresent problem.

Rather than focusing on more „immediate“ and „concrete“ everyday welfare policies, the ZiF Research Group attempts to advance research on Southern welfare by investigating the ideational and historical foundations of social policies. Crucially, in doing so they bring together some disciplines which are not necessarily linked by default (i.e. sociology, law, economics, history, etc.). In addition, the Research Group Fellows all come from the countries under investigation or have roots in them.

For further information on the upcoming workshop (March – July 2018) visit:

[http://www.exzellenzforschung.de/\(cende,en\)/ZiF/FG/2018Welfare/](http://www.exzellenzforschung.de/(cende,en)/ZiF/FG/2018Welfare/)

Nature – Nurture reconsidered

The interdisciplinary project “TwinLife”

As sociologists, we are interested in the social forces that lead to social inequality. We look at different behaviours, structures and institutions that contribute towards creating inequality. But what about our genetic makeup? Up till now sociologists have shied away from considering the genetic component of behaviour and inequality. Yet this is slowly starting to change due to interdisciplinary projects that integrate sociological, psychological and genetic aspects. TwinLife is a rare example of such a project.

TwinLife (“Genetic and social causes of life chances: A genetically informative, longitudinal study of the life course and individual development”) is lead by the principal investigators Martin Diewald (Sociology, Bielefeld University), Rainer Riemann (Psychology, Bielefeld University) and Frank M. Spinath (Psychology, Saarland University). Funded by the German Research Foundation, the study was initiated in 2014 and is designed to run for twelve years. As the name suggests, it is a twin-based study in which data is collected for over 4,000 same-sex monozygotic (identical) and dizygotic (fraternal) twin pairs. Data is collected for four different cohorts (5, 11, 17, and 23 year olds) in order to include a wide range of key life stages, such as school entry, tracking decisions and entry into adulthood. Moreover, also parents and one sibling are included in a so-called extended twin family design (Diewald et al., 2017). The aim of the study is to investigate how social inequalities come about and progress throughout the life course. Different areas of social inequality are addressed, such as success-relevant skills (e.g., IQ, social skills), education and training, career and labour market attainment, health and deviant behaviour.

The twin design lends itself to the topic of social inequality, as it allows for the differentiation between genetic and environmental influences. Twins grow up in

the same environment and experience the some key events at the same time in their life. Monozygotic twins share 100 % of their DNA, whilst dizygotic twins share, on average, 50 % of their DNA. Although siblings also share 50 % of their DNA, twins are unique in that they experience the same situations at the same time and in the same context. For example, the divorce of parents is experienced differently depending on the age of the child. A child who is 7 years old will likely experience the divorce differently than a child in the same family who is 11 years old.

Using methods such as an ACE decomposition researchers can determine what percentage of an outcome is due to genetic influences (A), shared environmental influences (C), or non-shared environmental influences (E) (for an example of such a decomposition see Schulz, Schunk, Diewald, & Johnson, 2017). In order to correctly grasp social influences, the genetic component needs to be acknowledged. Key is the recognition that genetic and environmental factors are not independent from one another, but in fact interact and covariate.

You can find more information about the study here: <http://www.twin-life.de/>

BY ANICA WALDENDORF

Literature

- Diewald, M., Riemann, R., Spinath, F. M., Gottschling, J., Hahn, E., Kornadt, A. E., & Al., E. (2017). TwinLife. GESIS Data Archive. Cologne: ZA6701 Data file Version 2.0.0. <https://doi.org/10.4232/1.12888>
- Schulz, W., Schunk, R., Diewald, M., & Johnson, W. (2017). Pathways of intergenerational transmission of advantages during adolescence: Social background, cognitive ability, and educational attainment. *Journal of Youth and Adolescence*, 46(10), 2194–2214.



Hilfe zur Selbsthilfe:

Ein Interview mit der *Nightline*

*Es ist spät am Abend, die Gedanken kreisen und niemand zum Reden zu erreichen? Dann sind sie für Euch da: Die ehrenamtlichen Telefonist*innen der Nightline Bielefeld – Bielefelds Zuhörtelefon von Studierenden für Studierende!*

sozusagen: Was ist die *Nightline*?

Nightline: Die *Nightline* Bielefeld ist ein eingetragener Verein, der von Studierenden in Bielefeld gegründet wurde. Es gibt ihn seit 2012 und als Vorbild dienten andere *Nightline*-Organisationen in Deutschland. Auch in England und den USA gab es damals schon *Nightlines*. Bielefeld fehlte zu dieser Zeit ein solches Angebot, weshalb wir seitdem ein Zuhörtelefon von Studierenden für Studierende anbieten.

sozusagen: Bei Euch arbeiten also nur Studierende?

Nightline: Genau. Wir sind keine Telefonseelsorge, sondern wir wollen den Anrufer*innen ein offenes Ohr bieten und ihnen auf Augenhöhe begegnen. Und das können wir Studierende natürlich besonders gut, weil wir die Sorgen und Ängste, die mit dem studentischen Alltag verbunden sind, kennen. Vor ihrem ersten Einsatz werden unsere Telefonist*innen aber professionell geschult und damit auf ihre Aufgabe vorbereitet.

sozusagen: Wenn ich eure Hilfe brauche, was muss ich dann tun?

Nightline: Ruf einfach zu unseren Telefonzeiten die 0521 106-3048 an und eine*r unserer Telefonist*innen nimmt deinen Anruf entgegen. Du kannst mit uns über alles reden, was dir auf dem Herzen liegt, und wir werden dir nicht nur zuhören, sondern versuchen mit dir gemeinsam die Situation zu reflektieren und zu überlegen, wie es weitergehen kann. Wir garantieren dir, dass alles, was wir besprechen, vertraulich und anonym behandelt wird.

sozusagen: Anonymität spielt bei Euch also eine große Rolle?

Nightline: Ja. Wir sorgen nicht nur für die Anonymität unserer Anrufer*innen, sondern auch die Identität unserer Telefonist*innen bleibt geheim.

sozusagen: Kann ich bei Euch auch anrufen, wenn ich Probleme habe, die nichts mit meinem Studium zu tun haben?

Nightline: Klar, bei uns kannst du immer anrufen. Egal ob du Heimweh, Liebeskummer, Prüfungsstress oder andere Sorgen hast, wir hören dir gerne zu.

sozusagen: Ich habe Interesse, mich bei der *Nightline* ehrenamtlich zu engagieren. Wie kann ich das tun?

Nightline: Je nach deinen Interessen, kannst du dich bei uns entweder als Telefonist*in einbringen oder im PR-Team mitmachen. Egal, was dich interessiert, du brauchst dafür keinerlei Vorkenntnisse oder ein spezielles Studienfach. Alles, was du für dein Engagement brauchst, lernst du in unseren Schulungen. Achte einfach auf Aushänge zu Beginn des Semesters oder schau jederzeit auf unserer Website vorbei. Falls Ihr Fragen habt, könnt Ihr uns gerne eine Mail an nightline@uni-bielefeld.de schicken. Wir freuen uns immer über neue Gesichter, ganz egal von welcher Bielefelder Hochschule!

Das Interview führte THERESA SOMMER,
für die *Nightline* antwortete ANNE-MARIE BROCKMANN.

Telefonzeiten: Du erreichst die *Nightline* während des Semesters sonntags bis donnerstags von 21 Uhr bis 24 Uhr. In den Semesterferien weichen die Zeiten ab, aktuelle Informationen findet Ihr auf Facebook.

Telefonnummer: 0521 106-3048

Facebook: [fb.com/nightlinebielefeld](https://www.facebook.com/nightlinebielefeld)

Homepage: www.nightlinebielefeld.com

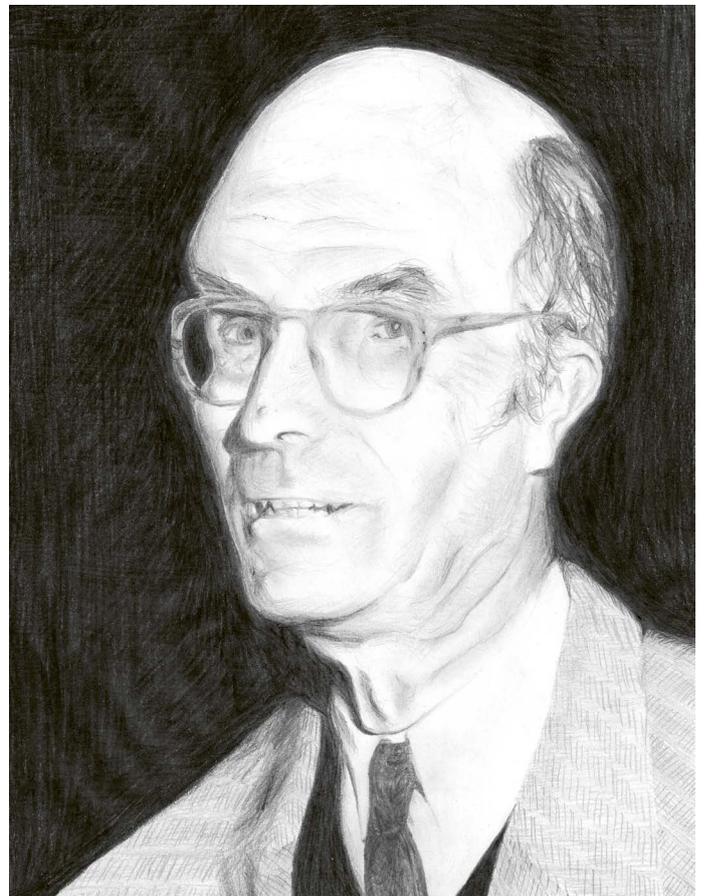
Eule & Nightline Logo © by Nightline Bielefeld





Judith Butler
gezeichnet
VON MARINA MICHAILOV

Niklas Luhmann
gezeichnet
VON JOHN-NURI HABICHT





„Wir machen jetzt 'ne Band!“

Ein Interview mit *The Moonshine Brand!*

Foto: © Hannah Retz

Ziemlich zu Beginn unserer Suche nach Beiträgen erhielten wir eine Einsendung mit drei Gedichten, passend zum Titelthema „Entscheidung mit/oder/trotz Zwang“. Nach ein bisschen Recherche stellte sich heraus, dass es sich hierbei um Songtexte handelt. Da wurden wir besonders neugierig und wollten mehr über die Band wissen: Ian, Martin und Tim haben hier in Bielefeld ihre Band gegründet und studieren teilweise auch hier an der Uni. Hier also ein Interview mit ‚The Moonshine Brand‘:

sozusagen: Schön, dass ihr da seid! Am besten stellt ihr euch als erstes einmal vor.

Martin: Ich bin Martin, bin 28 und spiele Gitarre bei The Moonshine Brand. Nebenbei studiere ich an der Uni Erziehungswissenschaften im Master. Ich stelle am besten gleich auch noch unseren Schlagzeuger Tim vor, der heute leider nicht hier sein kann. Er ist auch 28, ist Plakatierer und ist eher ruhig und der Mann fürs Grobe, sag' ich mal.

Ian: Und ich bin Ian, bin 25 und spiele Bass und singe.

sozusagen: Wie ist eure Band eigentlich entstanden?

Ian: Die klassische Geschichte (lacht). Wir haben uns bei einem Auftritt kennen gelernt als Martin und Tim gemeinsam in einer anderen Band waren und ich als Solokünstler unterwegs war. Wir haben uns Backstage unterhalten, uns dann nochmal zu dritt getroffen und gesagt: „Wir machen jetzt 'ne Band!“ Das haben wir dann ein Jahr lang mit unterschiedlicher Besetzung versucht. Die sind dann aus unterschiedlichen Gründen immer wieder weggefallen.

Martin: Das war so eine Art Besetzungskarussell, bis wir drei dann übrigblieben und gesagt haben, wir ziehen das jetzt soweit durch.

Ian: Wir haben gesagt, zu dritt fühlt sich das am besten an, wir können uns vertrauen, wir haben das gegründet. Und dann haben wir ein halbes Jahr rumprobiert und neue Songs geschrieben. Kurz danach war dann unser erster Auftritt. Das Ganze ist jetzt ungefähr zwei Jahre her.

sozusagen: Ian, du hast gerade erwähnt, dass du früher als Solokünstler unterwegs warst. Macht ihr immer noch auch getrennt Musik oder mittlerweile nur noch als Gruppe?

Martin: Letztendlich liegt der Hauptfokus auf der Band, aber jeder macht nebenbei noch andere Projekte mit anderen Musikern und verwirklicht sich in anderen Kreisen.

Ian: Die Sache ist, der Dialog mit anderen Musikbereichen bringt halt auch viel für die Band, also für die Inspiration, um den Horizont zu erweitern, neue

Spieltechniken lernen und so. Das hält unsere Musik hoffentlich modern.

sozusagen: Ist das dann sozusagen eure Hauptinspirationsquelle oder wie läuft das ab, bis ihr einen Song mit Text und Melodie fertig habt?

Ian: Also in der Regel ist es so, dass wer auch immer die Grundidee für den Song hatte, der gibt den Rahmen vor, aber ab da ist das dann ein reines Ausprobieren.

Martin: Ich denke, das kommt auch darauf an, wie man jetzt vorgeht. Wenn man eine Idee hat, ein cooles Gitarrenriff oder so, dann ist es meistens so, dass wir uns zusammensetzen und die Musik dann ausarbeiten bis ein Song entstanden ist. Die andere Möglichkeit ist, dass man schon die Struktur eines ganzen Songs vorbereitet hat und dann damit an die Band tritt und nur noch Feinabstimmungen fehlen. Oder wir jammen halt rum im Probenraum und plötzlich entsteht was Cooles. Also es gibt kein Patentrezept Musik zu schreiben. Wir haben da keine Strategie.

sozusagen: Ich habe gehört, ihr macht momentan euer erstes Album. Wollt ihr darüber vielleicht auch ein bisschen was erzählen? Wie war's so, die Songs im Studio aufzunehmen?

Martin: Es wird acht Tracks enthalten und *On the Waves of Time* heißen. Ja, was kann man noch dazu sagen ... ?

Ian: Man hat natürlich viel mehr Möglichkeiten als Live oder bei Proben und hört sich auch bewusster. Also es ist weniger, dass man sich dadurch professioneller fühlt oder so, sondern eher, dass man einen Spiegel vorgehalten bekommt und sich denkt: „Boah, bin ich unprofessionell!“ (lacht). Man ist hoffnungslos verloren, dadurch dass man so viel ausprobieren kann auf so vielen Ebenen. Man schwimmt zwischen Erfolgserlebnissen und totaler Frustration.

Martin: Ja, es ist anstrengend. Vor allem, weil man auch Druck hat das Ding einzuspielen. Weil ein Studio kostet natürlich auch Geld. Im besten Fall hast du dich so gut vorbereitet, dass du alles direkt abliefern kannst. Aber du bist natürlich wie in jeder Kunst auch tagesformabhängig.

sozusagen: Spielt ihr auch häufig live vor Publikum?

Martin: Wir versuchen, so viel wie möglich live vor Publikum zu spielen. Hier in Bielefeld treten wir eher selten auf. Wir hatten schon häufiger Auftritte im Potemkin, mal im Forum und im Cult, und natürlich das Leineweberfest nehmen wir immer gerne mit. Sonst spielen wir eigentlich deutschlandweit. Und um das nochmal von hinten aufzurollen: In der ersten Zeit wo's die Band gab, haben wir wirklich alles an Gigs mitgenommen und so gut wie alles zugesagt. Manch-

mal mussten wir dann auch draufzahlen, bei weiten Strecken und wenig Bezahlung. Am Anfang muss man halt einfach spielen, spielen, spielen. Egal wo. Um einfach die Musik zu präsentieren, um Aufmerksamkeit zu generieren, und um Erfahrungen zu sammeln. Auch um Kontakte zu knüpfen. Durch die Kontakte, wenn man sich dann ein Netzwerk aufgebaut hat, wird man dann auch viel eingeladen, irgendwo mit denen aufzutreten.

Ian: Letztendlich ist es klar, am Anfang spielt man für die Erfahrung und nicht um Geld zu verdienen. Aber jetzt muss man natürlich auch Einnahmen generieren, zum Beispiel um die Aufnahmen zu finanzieren. Es ist aber halt auch so: Außerhalb von der Region hier bekommen wir tendenziell eher mehr Aufmerksamkeit und die größeren Auftritte, weil wenn man lokal spielt, bedeutet das für viele Menschen, dass man ein Amateur ist. Als ich noch als Solokünstler unterwegs war, habe ich auf der Bühne auch häufig auf Englisch statt Deutsch geredet. Hat auch wirklich funktioniert, die Leute haben mir mehr zugehört und wollten Autogramme nach dem Auftritt und so. Das war wirklich ein merkbarer Unterschied. Einfach weil sie dachten, ich komm von weit her (alle lachen).

sozusagen: Wie viele Konzerte gebt ihr denn so ungefähr auf's Jahr verteilt? Und werdet ihr mehr eingeladen oder fragt ihr mehr an?

Martin: Wir versuchen das stetig auszubauen. Letztes Jahr haben wir so um die 30 Konzerte gespielt. Ja und manchmal kommen Veranstalter oder andere Bands



Artwork des Albums *On The Waves Of Time*.

Delusion VON THE MOONSHINE BRAND

*I hold the world in a paper cup
Can I, can I just drink it up?
Downing disillusion
Forging my institution of confusion*

*That's when I realised
Won't I be paralysed?
Can one just turn around?
Can you forget the ghosts and hounds?*

*Do you walk
with angels or with demons?
Do you walk with god on your side
Or do you just walk with a friend who speaks right?*

*The colours all just passing by
Fear the answer and the question dies
I can endure the magic cure
To bring me closer to the edge of delusion*

*But then I wonder
Will I lose control
Can one just turn around
Can I forget the ghost and hounds*

*Now fire up all you got
The deed will burn the greed
Release the steam up in the air
See the smoke everywhere
What do you picture when you close your eyes?
Tell me the future you want to materialize*

*My friends are all up in the sky
Some say they're crazy
Some say they're high, oh lord
My friends are all up in the sky
Oh yeah up so high
See lord they're just as high*

*I hold the world in a paper cup
Can I just drink it up
Downing disillusion
Forging my institution of confusion*

*Who's there to judge that I am sane?
Am I crazy? But who's to blame?
Who is to blame?*

auf uns zu und fragen: „Habt ihr Bock, mit oder bei uns zu spielen?“ Das ist natürlich bequem. Aber auf der anderen Seite muss man auch Eigeninitiative ergreifen, gezielt entsprechende Szeneläden anschreiben oder anrufen. Das Schöne an der Szene, in der wir uns bewegen, ist, dass man sich gegenseitig hilft. Wenn man Energie und Zeit in was reinsteckt, kriegt man das in der Regel auch zurück, das ist ganz schön.

Ian: Helfen meint da nicht nur sich gegenseitig Gigs zu verschaffen, sondern auch sowas wie, wenn eine Band auf Tour ist und eine Nacht keinen Schlafplatz hat, dann halt fragt: „Kann ich bei euch pennen?“ Es geht dann halt auch um ganz rudimentäre Überlebenssachen (lacht).

Martin: Es ist halt schon eine sehr familiäre Szene tatsächlich, fernab von Mainstreammusik, die auch international nicht groß ist und man läuft sich halt immer wieder über'n Weg und hat halt so ein eher harmonisches Netzwerk.



Logo der Band The Moonshine Brand (gestaltet von Ellen Tronik)

sozusagen: Und was ist das Besondere an eurer Band? Was hebt euch von der Szene ab?

Martin: Ich denke, was uns unterscheidet von anderen Bands in der Szene ist, dass wir eine große Vielfältigkeit in unseren Songs haben.

Ian: Ich glaube, was uns unterscheidet sind wir selbst. Wir versuchen halt, eine eigene Identität darzustellen, unserer Band einen Charakter zu geben. Damit sich auch Leute, die unsere Songs anhören, sich damit identifizieren können. Es geht um Authentizität auch irgendwo. Natürlich mag uns dann nicht jeder, aber das ist auch in Ordnung. Man muss uns auch nicht mögen können. Wir sind ja schließlich kein Fotomagazin.



Foto: © Alex Jäger

The Moonshine Brand während eines Konzertes in Bielefeld.

sozusagen: Wie würdet ihr den Stil eurer Band beschreiben?

Martin: Das ist immer schwierig, den eigenen Stil zu beschreiben, weil jeder Hörer natürlich was anderes hört. Ich persönlich sag immer, wir haben viele Anleihen aus der Rockmusik, aber wir haben auch Elemente aus Blues, aus psychedelischen Sachen, aus Stoner Rock und vielleicht auch so ein bisschen doomige Sachen. Also ich persönlich sag immer „Heavy Psychedelic Rock“.

Ian: Für mich ist es Rock 'n' Roll oder Bluesrock. Natürlich haben wir viele verschiedene Einflüsse durch das, was wir auch privat hören, aber für mich geht es eher um das Prinzip hinter der Musik und um den Aktualitätsbezug. Wir machen sozusagen 2010er Blues (lacht).

sozusagen: Habt ihr vielleicht noch von euch aus was, was ihr gerne noch erzählen würdet?

Martin: Was mir gerade aufgefallen ist, als wir über das Album gesprochen haben: Wir haben gar nicht er-

wähnt, dass wir einen Plattenvertrag haben. Also das Album wird dann jetzt auf CD, Vinyl und im Internet und so weiter vertrieben.

Ian: Ja ist vielleicht ganz interessant, dass wir eine Label-Veröffentlichung machen, das finden die Leute dann immer total professionell. So diese „uuhh Plattenvertrag woow“ (lacht). Aber letztendlich ist das ein bisschen albern. Das sind halt Freunde von uns, die das Underground-Label gestartet hatten und die wir über die Jahre als Musiker kennen gelernt haben.

Martin: Ja, man wächst da irgendwie so rein.

Ian: Ja, aber das muss dennoch ins Interview, weil ich weiß, dass es funktioniert. Die Leute finden das halt aus irgendwelchen Gründen toll (lacht).

sozusagen: Vielen Dank, dass ihr euch die Zeit genommen habt!

Das Interview führte JULIANE HARMS.

Echo aus der Vergangenheit

Eine kurze Geschichte der *sozinfo* bzw. *fachschachtsinfo*

Schon Anfang der siebziger Jahre gab es eine von Studierenden herausgegebene Zeitschrift an der Soziologie-Fakultät in Bielefeld. Die Zeitschrift wurde in einem unregelmäßigen Rhythmus herausgegeben und fungierte zunächst einmal – in Zeiten, in denen die Studierenden die neusten Entwicklungen an der Fakultät nicht auf Facebook verfolgen konnten – als Informationskanal: berichtet wurde über Berufungen, Entscheidungen und Diskussionen in den verschiedensten Gremien der Fakultät, und diverse Veranstaltungen. Unter dem Namen *fachschachtsinfo*, welcher aber bereits nach einem halben Jahr in *sozinfo* umgeändert wurde, publizierte die Fachschaft Soziologie so ziemlich alles (ganz können wir das natürlich nicht nachvollziehen), was bei ihnen eingereicht wurde: Kommentare über die aktuelle weltpolitische Lage, gute und nicht ganz so gute Vorschläge zur studentischen Selbstverwaltung, oder auch Schriftwechsel mit Professor*innen der Universität.

Wir haben uns ein wenig in diese Fundstücke aus längst vergangenen Zeiten eingesehen (für Interessierte sind diese im Universitätsarchiv zu finden) und wollen Euch einen kurzen Einblick in die zwar nicht ganz so rosarote Zeit der frühen siebziger Jahre – dafür aber durch die auf jeden Fall sehr rote Brille der *fachschachtsinfo/sozinfo* – geben.

Der Fall Schelsky: Vom Universitätsgründer zum Fakultätsflüchtling

Helmut Schelsky war ein Mensch der Gegensätze: zugleich konservativ und progressiv, „Soziologe und Anti-Soziologe, Poet der Sachlichkeit und Polemiker, Hochschulgründer und Hochschulkritiker, Empiriker und Theoretiker, Sozialforscher und Sozialphilosoph, Gläubiger und Skeptiker“ (Gallus 2013: 15). Zu seinen Lebzeiten war er umstritten – heute ist er den meisten vor allem unbekannt. Nach seinem Abitur begann er Geschichte, Pädagogik, Philosophie und Soziologie zu studieren und

fand schon bald in Arnold Gehlen einen Lehrer und Förderer. Die Leipziger Schule um Hans Freyer und Gehlen zeichnete sich – außer durch intellektuelle Brillanz – durch eine ideologische und politische Nähe zum Nationalsozialismus aus. Auch Helmut Schelsky wurde „von dem national-revolutionären Elan des Nationalsozialismus“ (Gallus 2013: 8f.) erfasst und trat 1937 der NSDAP bei. Nach seinem Einzug in die Wehrmacht 1939 und einer schweren Kriegsverletzung, kehrte er zu einem Leben als Lehrer an unterschiedlichen Universitäten in Deutschland zurück. In den folgenden Jahren kam es immer wieder zu (intellektuellen) Konflikten zwischen dem konservativen Schelsky und Vertreter*innen der Frankfurter Schule (beispielsweise in Ralf Dahrendorf hatte Schelsky aber auch dezidiert liberale Kritiker): Schelsky kritisierte die „Priesterschaft der Intellektuellen“ (1975), wettete gegen die rot-gelbe Koalition und lehnte jegliche Form einer „Kritischen Soziologie“ ab.

Die Gründung der Bielefelder Universität: Reform-Uni mit Uniform-Vergangenheit

Es war schließlich 1965 als Helmut Schelsky vom nordrhein-westfälischen Kultusministerium beauftragt wurde, im bis dahin eher strukturschwachen Ostwestfalen eine Universität zu gründen. Schelsky beschreibt in „Einsamkeit und Freiheit“ (1960), welches den Untertitel „Idee und Gestalt der deutschen Universität und ihrer Reformen“ trägt, den Versuch das humboldtsche Bildungsideal mit der sich immer stärker differenzierenden und technologisierenden Gesellschaft zu verbinden. Die Chance, seine theoretischen Abhandlungen in Bielefeld in die Tat umzusetzen, ließ sich Schelsky trotz einiger Stolpersteine – etwa dem nordrhein-westfälischen Regierungswechsel 1966 oder einem erzwungenen Rücktritt aus dem Planungsausschuss wegen seiner zweifelsfrei belegten „NS-Jugendsünden“ – nicht nehmen. Und so öffnete im Jahre 1969 die Bielefelder Universität, aufge-

baut nach den von Schelsky formulierten „Grundzügen einer neuen Universität“ ihre Tore. Gleichzeitig wurde die erste und bis heute einzige Fakultät für Soziologie in Deutschland gegründet.

Mit der Bielefelder „Reformuniversität“ war der Versuch verbunden, interdisziplinäre Arbeiten zu fördern. Das heute (und auch damals) nicht unbedingt als ästhetische Offenbarung erscheinende Universitätsgebäude stellt den Versuch dar, alle Fachbereiche unter einem Dach zu verbinden und so mit einer räumlichen Verknüpfung der Fakultäten, soweit möglich, auch eine fachliche Nähe zu schaffen. 1968 gründete Schelsky außerdem das Zentrum für interdisziplinäre Forschung (ZiF), das noch heute hohes Ansehen auch außerhalb von Deutschland genießt.

Der Fakultätsflüchtling Schelsky: Und er hatte sich doch abgemeldet...

Auf den ersten Blick vielleicht überraschend, warf Schelsky 1973 – also im Gründungsjahr der *fachschäftsinfo* – das Handtuch und kehrte der von ihm maßgeblich mitaufgebauten Universität Bielefeld den Rücken. Der Wechsel kam nicht plötzlich, sondern kündigte sich bereits in den vorangegangenen Jahren an. Schelsky überwarf sich mit anderen Dozierenden und war mit seiner eigenen Position und Situation an der Fakultät unzufrieden. Das Fass zum Überlaufen brachte wohl eine „Rüge“ durch die Fakultätskonferenz der soziologischen Fakultät, die Schelsky als „disziplinarähnlich“ und unangebracht erachtete. Laut einem in der *fachschäftsinfo* (1973/5) abgedruckten Artikel aus dem Berliner Extradienst – ein linkssozialistisch einzuordnendes Magazin – vom 20. November 1973, war dieser Tadel eine Reaktion auf Schelskys Verhalten, nämlich

„weil er längere Zeit der Konferenz unentschuldigt ferngeblieben war. Schelsky meinte jedoch, sein Fernbleiben entschuldigt zu haben: Zwei Jahre zuvor hatte er nämlich mitteilen lassen, daß er an den ‚nächsten Sitzungen‘ nicht teilnehmen könne.“

Was folgte, war ein „Aufsehens erregender Wechsel samt Lehrstuhl an die Universität Münster“, den Schelsky selbst „später seine ‚Lebensrettung‘“ (Gallus 2013: 11) nannte.

Ganz anders wurde dieser Wechsel von den Studierenden der Universität und einigen zeitgenössischen Journalisten aufgefasst. In dem in der *fachschäftsinfo* ab-

Was ist 1973 passiert?

27. Januar: Im Vertrag von Paris wird ein Waffenstillstandsabkommen zwischen den USA und Nordvietnam geschlossen.

15. März: Das Genre der Lederhosenfilme wird durch die Uraufführung des Erotikstreifens *Liebesgrüße aus der Lederhose* begründet.

24. März: Pink Floyd veröffentlichen das legendäre und mit bis heute 50 Millionen verkauften Tonträgern drittmeistverkaufte Album *The Dark Side of the Moon*.

1. Juni: Diktator Georgios Papadopoulos ruft in Griechenland die Republik aus und ernennt sich selbst zum Staatspräsidenten.

12. Juni: Helmut Kohl wird zum CDU-Vorsitzenden gewählt.

11. September: Militärputsch in Chile: Die demokratisch gewählte Regierung um den Sozialisten Salvador Allende fällt einem von der CIA initiierten und unterstützten Putsch zum Opfer. Während der Bombardierung des Präsident*innenpalastes durch die chilenische Luftwaffe, nahm sich Allende das Leben. Den putschenden Militärs fielen in den ersten Tagen etwa 3.000 Chilen*innen zum Opfer.

6. Oktober: Am Jom Kippur, dem heiligsten jüdischen Feiertag, greifen ägyptische und syrische Truppen israelische Stellungen an.

16. Oktober: Durch den Beschluss der OPEC, den Ölpreis um 70 % anzuheben, wird die erste große Ölpreiskrise eingeläutet.

20. Dezember: Die baskische Untergrundorganisation ETA verübt einen Bombenanschlag in Madrid, bei dem der spanische Ministerpräsident Luis Carrero Blanco ums Leben kommt.

26. Dezember: Der Film *Der Exorzist* kommt in den Vereinigten Staaten in die Kinos.

28. Dezember: Alexander Issajewitsch Solschenizyns Werk *Der Archipel Gulag* erscheint in russischer Sprache in einem Pariser Emigrant*innenverlag.

Echo aus der Vergangenheit

gedruckten Artikel aus dem Berliner Extradienst „Der Fall Schelsky – Ein Professor lässt sich ‚verlagern‘“ beschreibt Martin Buchholz, der auch heute weiterhin als Journalist, Autor und Kabarettist arbeitet und unter anderem 1997 den „Deutschen Kabarettpreis“ gewann, die Situation um den „Fakultätsflüchtling“ Schelsky folgendermaßen:

Nach dieser Rüge, die Schelsky als „disziplinarähnlich“ empfand, reagierte Schelsky wie eine Magnifizienz der früheren Ordinarien-Universität, lies: wie eine beleidigte Leberwurst. Mit dem Muff von tausend Jahren unter dem Talar – sozusagen mit Muffensausen – eilte er zu seinem Minister und verlangte einen anderen Lehrstuhl.

Dass Professor*innen mit ihren Stellen unzufrieden sind und gern zu einer anderen Universität wechseln würden, mag schon einmal vorkommen. Buchholz schrieb, „das wäre nicht weiter tragisch gewesen, denn in Bielefeld weinten noch nicht einmal die Reaktionäre dem Rechts-Soziologen eine Zähre nach“ (und ja, die

Bezeichnung als „Rechts-Soziologe“ ist bewusst und eindeutig mindestens zweideutig).

Was die Versetzung jedoch bedeutete, war nicht nur, dass Schelsky in Münster eine neue Stelle antrat, sondern dass der gesamte Lehrstuhl (und dessen Finanzierung) von der Bielefelder an die Münsteraner Hochschule wanderte. Zu diesem Zeitpunkt gab es vier Lehrstühle der Soziologie in Bielefeld; der Verlust bedeutete eine gravierende Einschränkung der Lehrfähigkeit.

Studentischer Protest und Kritik: „Leer-Stühle“ und „Kultusministerialbürokratien“

Allerdings wollten sich die Studierenden der Universität Bielefeld nicht mit diesem „Leer-Stuhl“ (*fachschaftsinfo* 73/5) abfinden und wandten sich an das nordrhein-westfälische Wissenschaftsministerium. Über diesen exemplarischen Fall hinaus, wurde das Vorgehen des Ministeriums als eindeutig politisch motivierter Eingriff in die universitäre Selbstbestimmung eingeordnet und kritisiert. So könnte, so mutmaßte die *fachschaftsinfo*, in

DER MINISTER
FÜR WISSENSCHAFT UND FORSCHUNG
des Landes Nordrhein-Westfalen

4 DÜSSELDORF, DEN 19. Nov. 1973
VOLKLINGER STRASSE 49
POSTFACH 1103
FERNRUUF 30321 DURCHWAHL 30 321
FERNSCHREIBER 0850 2967

3 3 43-37
GESCHAFTS-ZEICHEN (Bei Antwort bitte angeben)

An die
Universität
Bielefeld

Betr.: Verlagerung einer H 4-Stelle an die Universität
Münster

Fotokopie eines Schreibens der Fachschaft für Soziologie der Universität übersende ich mit der Bitte um Kenntnisnahme. Ich bitte die Fachschaft in geeigneter Form darauf hinzuweisen, daß ich mich bereits bereiterklärt habe, nach Nachweis eines entsprechenden Bedarfs mich für die Ausbringung einer H 4-Stelle einzusetzen und keine Bedenken geltend machen werde, wenn unter Inanspruchnahme eines vakanten Lehrstuhles in der Zwischenzeit eine H 4-Stelle für "allgemeine Soziologie" ausgeschrieben und bereits besetzt wird. Weiterhin bitte ich die Fachschaft Soziologie davon zu unterrichten, daß seinerzeit nicht die "Kultusministerialbürokratie" sondern der Landtag die vakante H 4-Stelle für Sozialpsychologie gestrichen hat.

In Auftrag
M. Medem
(von Medem)

sozinfo 1974/1

Kritik an Hochschulreformen: Die „reaktionäre Bildungspolitik“

Zukunft auf jede unliebsame (hochschul-)politische Entwicklung mit der Versetzung eines Lehrstuhles oder der Einschränkung von Kapazitäten reagiert werden.

Die *fachschaftsinfo* (1973/5) formulierte dementsprechend ihre Kritik und die Ziele studentischer Politik folgendermaßen:

Die Hauptziele studentischer Politik müßten sein:

- a) Rückgewinnung der Stelle als notwendige Maßnahme zur Sicherung der Lehrkapazität.
- b) Entscheidung der juristischen Streitfrage gegen die Auffassung des Wissenschaftsministeriums, um Präzedenzfälle zu vermeiden, mit denen das gesamte Konzept der Bielefelder Reformuniversität über den Haufen geworfen werden könnte.

Der studentische Protest schien tatsächlich zu fruchten. Als Reaktion auf ein Schreiben der Fachschaft Soziologie an das Ministerium für Wissenschaft und Forschung wurde der Fakultät eine Neubesetzung der vakanten Stelle der „Allgemeinen Soziologie“ zugesagt. Im Schlusssatz wies der Ministerialdirigent die Fachschaft Soziologie – eventuell mit einem leichten Augenzwinkern, oder aber einem Gefühl der Empörung – darauf hin, dass nicht die „Kultusministerialbürokratie“ (also: er selbst) für die Streichung einer H-4 Stelle für Sozialpsychologie verantwortlich sei, sondern der Landtag.

„Kampf der politischen Unterdrückung“ – Politisches Engagement am Rande der Legalität

Egal ob von *fachschaftsinfo* oder etwas später *sozinfo* die Rede ist, ist es wichtig zu differenzieren. In der zweiten Hälfte des Jahres 1973 gab die *fachschaftsinfo* eine Sonderausgabe zum Thema „Kampf der politischen Unterdrückung“ heraus. Verfasst wurde diese Ausgabe von einer gleichnamigen Arbeitsgruppe. Sowohl inhaltlich als auch sprachlich unterschied sich die Sonderausgabe aber zum Teil deutlich von den ansonsten publizierten Zeitschriften. Zwar wurden auch hier Themen behandelt, die mit dem universitären Alltag und dessen Problemen in Verbindung standen; die kreative Mischung aus freundlich-brachialer Satire und konstruktivem Argument trat allerdings in den Hintergrund. In der aufgeheizten politischen Atmosphäre schwanken Duktus und Inhalt nun zunehmend zwischen gerade noch vertretbarer scharfer Polemik und offener linksradikaler Propaganda.

Die Arbeitsgruppe listete „Beispiele reaktionärer Bildungspolitik“ auf. Diese Beispiele waren nicht auf die Universität Bielefeld oder auf Nordrhein-Westfalen beschränkt, sondern bezogen Maßnahmen aus Baden-Württemberg, Schleswig-Holstein, Bayern, Hessen und Westberlin mit ein. Gruppierungen von Studierenden in diesen einzelnen Bundesländern schlossen sich zusammen, um gegen politische Eingriffe in die Universitätsstrukturen und Studienverläufe zu protestieren. So wurde zum Beispiel eine weitergehende Reglementierung des Studiums beanstandet: Schon seit längerer Zeit gab es die Forderung einer Einführung eines Numerus Clausus, der für alle Fachrichtungen eingeführt und gesetzlich geregelt werden sollte. Auch Helmut Schelsky forderte die Einführung eines strukturellen Numerus clausus, wie er auch heute für viele Studienfächer gilt: „Wenn wir es uns weiter leisten, fast als einziges Land keine Kapazitätsfestlegung für die Studiengänge zu machen, bricht unser Hochschulsystem zusammen“ (Schelsky 1971).

Von den Studierenden kritisiert wurden weiterhin in Nordrhein-Westfalen bereits beschlossene und geplante Hochschulreformen, welche diese als „massive Eingriffe des Staatsapparates in den Hochschulbereich“ beschrieben. Ein Gesetzesentwurf des Ministeriums für Kultur und Wissenschaft in NRW plante die Einführung von integrierten Gesamthochschulen, welche ermöglichen sollten, das Studium zu verkürzen, intensivieren und, so die Arbeitsgruppe reichlich geringschätzig, „wirtschaftlicher“ zu gestalten. Dem Gesetzesvorschlag folgend, fielen die folgenden Aufgaben der*in Minister*in zu: Berufung der*s Rektors*in und Kanzlers*in, Einrichtung neuer Fachbereiche und die Festlegung der Personal- und Finanzpolitik. Die AG kritisierte: „[A]uf alle diese Maßnahmen haben die Universitätsangehörigen nicht den geringsten Einfluss“.

Hier spricht die Generation der „68er“. Und genau so hören sie sich an. In der *fachschaftsinfo* sind somit auch so gut wie alle Themen repräsentiert und sorgfältig vermengt, die man landläufig erwarten würde:

„de[r] Vietnam-Krieg, das Schah-Regime, die Ausbeutung der Dritten Welt, die Fragwürdigkeit der Konsumgesellschaft, die Bildungskatastrophe, das Elend der Universitäten zwischen „Ordinarienwirtschaft“ und Massenandrang, die Notstandsge-

setzung, die Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit, der Anti-Kommunismus der Adenauer-Zeit, der „restaurative“ oder gar „faschistoide“ Charakter der Bundesrepublik“ (Kiesel 1998).

Die fachschaftsinfo gegen „Verbotshetze“, „Knüppelgarde“ und den Kapitalismus

Für die *fachschaftsinfo* ging es hier natürlich um nichts anderes als – Achtung, 68er-Jargon – den Kampf gegen die „monopolkapitalistische[n] Ausbildungsreform[en]“, aufgrund derer, anscheinend, immer mehr Studierende mobilisiert wurden und sich trotz „polizeistaatliche[r] Maßnahmen“ zusammenschlossen. Für was genau diese Gruppierungen kämpften, bleibt zumindest in den Ausführungen der Arbeitsgruppe offen. Umso klarer jedoch stand fest, gegen wen sich dieser Kampf richtete. Die sich selbst als „fortschrittliche Studierende“ bezeichnenden Gruppierungen, lehnten sich gegen die „herrschende Klasse“ auf: Die Regierungspolitik (der einzelnen Länder und der Bundesrepublik), die Polizei und die universitären Führungskräfte wurden unter starken verbalen Beschuss genommen.

In den Formulierungen der AG „Kampf der politischen Unterdrückung“ schwingt (mal mehr und mal weniger unterschwellig) nicht nur Kapitalismuskritik und das Gespenst des Kommunismus mit; besonders die Polizei und deren vermutete „Ableger“ an den Universitäten war der *fachschaftsinfo* wirklich extrem unsympathisch:

Die Studenten in Heidelberg haben bewiesen, daß sie sich nicht durch diese terroristischen Maßnahmen einschüchtern lassen. Im Gegenteil: Durch diese Maßnahmen werden mehr und mehr Studenten mit in den Kampf gezogen; mehr und mehr Studenten wird klar, welche Interessen hinter diesen Maßnahmen stehen und daß diese Maßnahmen unabdingbarer Teil der monopolkapitalistischen Ausbildungsreform sind.

Umgang mit protestierenden Studierenden an der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg (aus der Sonderausgabe 1973)

Auch ein Besuch durch den südvietnamesischen Präsidenten Nguyen Van Thieu des damaligen Regierungssitzes in Bonn am 10. April 1973 wurde im Sinne des „Kampfes der politischen Unterdrückung“ kommentiert. Linke Gruppierungen, unter anderem der Kommunistische Studentenverband, demonstrierten gegen den „Besuch des Faschisten Thieu“ und besetzten das Bonner Rathaus. Der Spiegel (17/1973) beschrieb die Situation folgendermaßen:

Am Dienstag vorletzter Woche funktionierten 60 Vermummte eine von der Polizei genehmigte Demonstration gegen den Besuch des südvietnamesischen Präsidenten Nguyen Van Thieu in einen Straßen- und Häuserkampf gegen die Polizei um. Im Handstreich nahmen sie das Bonner Rathaus und beurlaubten die Amtspersonen: „Besetzt. Feierabend. Geht nach Haus!“

Als Reaktion auf das daraufhin verhängte generelle Hörsaal- und Demonstrationsverbot durch den Rektor der Bonner Universität, trafen sich trotz der „Verbotshetze“ Studierende zu einem Teach-In, welches jedoch schon bald durch eine „Bullen-Knüppelgarde“ aufgelöst wurde. 80 Studierende wurden verhaftet. Zusammenfassend resümierte die AG „Kampf der politischen Unterdrückung“:

Diese Kurzübersicht über die Kämpfe an verschiedenen Hochschulen der BRD soll zeigen, daß der kapitalistische Staat die Politik der großspurigen Reformversprechungen und der Scheinzugeständnisse ausgetauscht hat gegen eine Politik rigider staatlicher Unterdrückung in Form von Ordnungsrecht, Polizeieinsätzen, Verbotshetze, Schnellgerichtsverfahren etc. Das Vorgehen des Staates wurde in dem Augenblick geändert, als abzusehen war, daß die Politik des Zuckerbrotes die Studenten von ihrem Kampf gegen die zunehmende Verschlechterung der Studiensituation und gegen die monopolkapitalistische Ausbildungsreform nicht abhalten kann.

Aus der Sonderausgabe von 1973.

Fazit: Was ist Kritik, was ist Quatsch?

Wie lassen sich die ersten Ausgaben der *fachschaftsinfo* (bzw. *sozinfo*) bewerten? Was ist daran aus heutiger Sicht interessant? Diese Fragen stellten sich uns – und uns somit auch vor ein Problem. Denn schließlich ließen sich an dieser Stelle zwei, von uns in früheren Versionen dieses Textes teilweise ausprobierte, jeweils aber gleichermaßen unbefriedigend vereinfachende Positionen einnehmen: Auf der einen Seite könnte man leicht auf die Naivität, Unreflektiertheit und – im Fall des auf die Spitze getriebenen Radikalismus, schlicht und einfach: Dummheit – der Studierenden von damals hinweisen. Auf der anderen Seite hatten dieselben Studierenden, wie etwa in der oben ausgeführten Debatte um die Besetzung von Lehrstühlen, nicht nur Erfolg, sondern – vielleicht – auch einfach Recht. Das wiederum sollte aber auch nicht dazu verführen, den Autor*innen der *fachschaftsinfo* in ihren Bewertungen aller politisch Andersdenkender als „reaktionär“, und aller Aktionen gegen die „Knüp-



Karikatur aus der Sonderausgabe 1973.

pelgarde“ der Polizei als „fortschrittlich“ rechtzugeben. In späteren Ausgaben fängt die *sozinfo* sogar damit an, Brandanschläge ehemaliger Kommiliton*innen zu verteidigen- unsere Lieblingslegitimation dafür: „der gefundene ‚Sprengsatz‘ erwies sich als Brandsatz“ und bei der Zündung durch die Polizei „wurden lediglich der Boden und das Treppengeländer angekohlt“ (*sozinfo* 1978/4). Kurz: Es ist schwierig, hier den richtigen Ton zu treffen.

Obwohl eine endgültige Bewertung also kaum möglich ist, ist ein solcher Einblick in das Studieren vor mittlerweile 45 Jahren aber nicht bloß interessant, sondern vielleicht sogar inspirierend. Vieles war komplizierter damals. Sei es, dass man sich um die einzige Schreibmaschine in der Fachschaft streiten musste, um die eigenen Texte zu schreiben; dass es kaum öffentliche Verkehrsmittel gab, um überhaupt zur Uni zu kommen (1973/1); oder dass fast keine „Kommunikationszentren, wo man Kommilitonen treffen kann, bzw. vernünftige Kneipen“ (ebd.) existierten. Trotz all dieser Schwierigkeiten fanden die Studierenden Zeit, sich zu engagieren. Und auch wenn einige Formen des Engagements aus heutiger Perspektive (und sicherlich auch aus damaliger Sicht) vielleicht etwas unangemessen waren – manche waren vielleicht auch völliger Quatsch –, hat es sich trotzdem gelohnt, immer wieder kritisch nachzufragen: Ist das eine gute Idee? Was ist damit gemeint? Und überhaupt: Was soll das eigentlich? Allen Unkenrufen zum Trotz sind Studierende heute vielleicht doch genauso politisch wie damals. Und wenn sie es nicht sind, dann sollten sie es wieder werden. Der Quatsch lässt sich dabei nicht völlig vermeiden. Er gehört zur Kritik dazu (die großen zwei „K“ gewissermaßen), wie der Muff unter den Tala-

ren letztlich zu den 68ern gehört. Kritik und Quatsch: die eine gibt es nicht ohne den anderen.

Was aus solcher Kritik wird, ist immer unklar. Die Zukunft ist unklar, und nur im Nachhinein lässt sich genau rekonstruieren, welches Ereignis, welche Kritik, welcher Quatsch der Vergangenheit diese Zukunft entscheidend prägen konnte. „Damals“, wie Fitzgerald das in „The Great Gatsby“ sagt, „ist sie uns entwichen“. Also mal sehen, was draus wird. Oder doch ein bisschen pathetischer: „So rudern wir weiter gegen den Strom, unaufhörlich der Vergangenheit entgegen.“

VON THERESA SOMMER UND MALTE NEUWINGER

Literaturverzeichnis

- Der Spiegel (1973/17). „Besetzt, Feierabend.“ Abgerufen am 14.02.2018 (<http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-42601637.html>).
- Gallus, Alexander. 2013. *Helmut Schelsky – der politische Anti-Soziologe*. Göttingen: Wallstein.
- Kiesel, Helmuth. 1998. „Literatur um 1968 – politischer Protest und postmoderner Impuls.“ Abgerufen am 14.02.2018. (http://www.uni-heidelberg.de/uni/presse/RuCa2_98/kiesel.html).
- Schelsky, Helmut. 1960. *Einsamkeit und Freiheit: Idee und Gestalt der deutschen Universität und ihrer Reformen*. Münster: Aschendorff.
- Schelsky, Helmut. 1971. „Die Reglementierung des Studiums geht weiter.“ in MSB Spartakus-Gruppe Dortmund. Abgerufen am 14.02.2018 (http://www.mao-projekt.de/BRD/NRW/DET/Bielefeld_Hochschulen.shtml).
- Schelsky, Helmut. 1975. *Die Arbeit tun die anderen. Klassenkampf und Priesterherrschaft der Intellektuellen*. Opladen: Westdeutscher Verlag.

Bingo: Sociology of Migration

Ethnocentrism	Diaspora	Displacement	Country of Origin
Transnational	Integration	Globalisation	Push-Pull Factors
Remittances	Climate Change	Boundary	Methodological Nationalism
Immigration	Border	Trafficking	Brain Drain

Every time one of these words is mentioned in your lecture or seminar, cross it out.
The first person to cross off four words in a row (horizontally or vertically) wins.

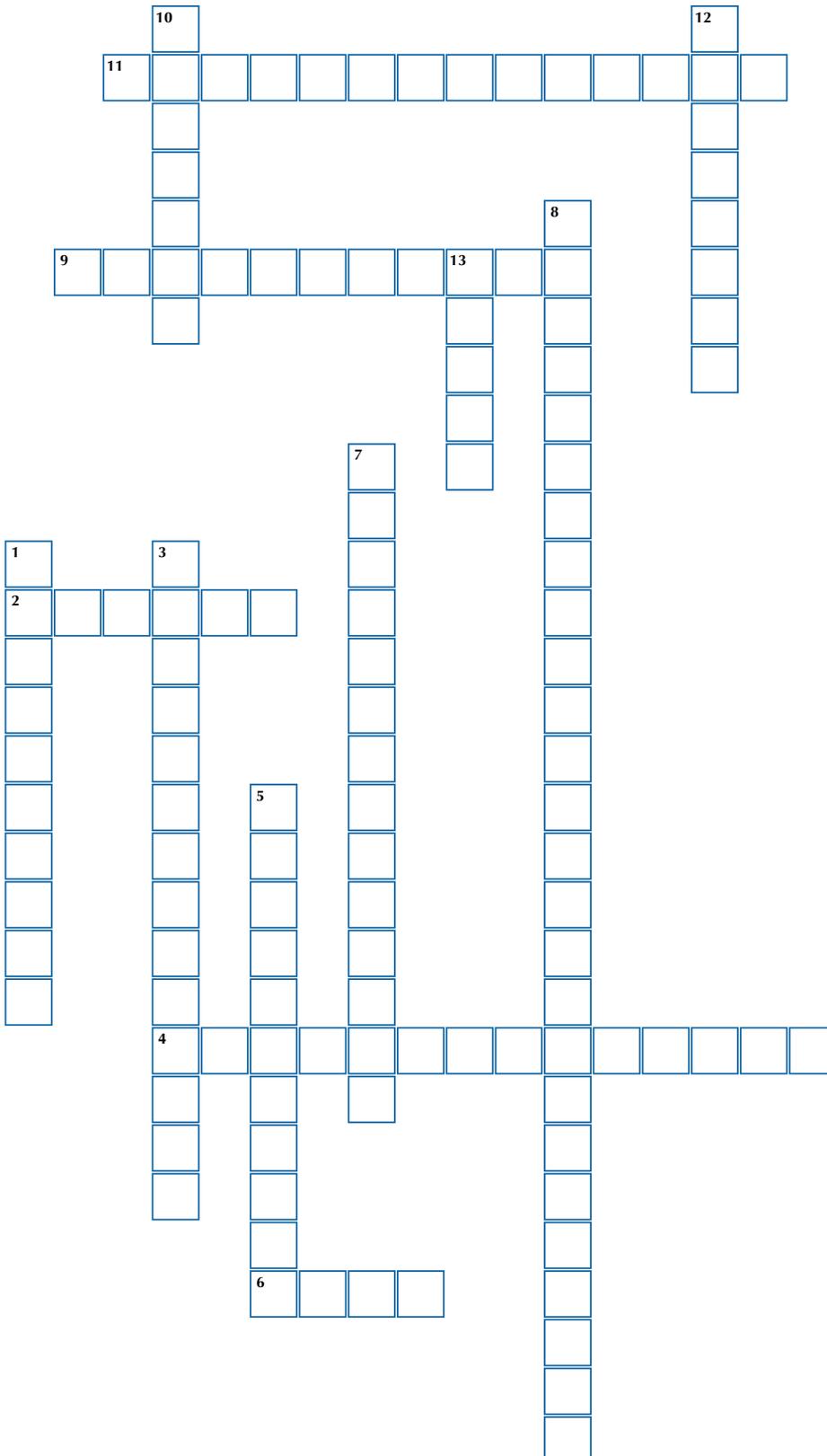


Sudoku

					3			
			7	1			4	5
	2	3						
3			6	8				1
5			9					8
	7	8		4				
2		4	5				7	
				6		8		
					8			



Kreuzworträtsel



Horizontal

- 2 Wer ist seit dem WS 2017/18 Dekan an der Fakultät für Soziologie? (Nachname)
- 4 Wie heißt das jährliche Event zur Ehrung der Absolvent*innen?
- 6 Wie hieß das X-Gebäude ursprünglich?
- 9 Wie heißt die Weihnachtsaktion, bei der Wünsche von Jugendlichen und Erwachsenen der unterschiedlichen Einrichtungen in Bethel erfüllt werden?
- 11 Welcher Masterstudiengang an der Fakultät Soziologie feiert in diesem Jahr sein zehnjähriges Bestehen?

Vertikal

- 1 Welches Organ vertritt die Interessen der Studierenden auf Fakultätsebene in Gremien und Kommissionen?
- 3 Wie heißt die lange Straße, die von der Innenstadt bis zur Universität führt?
- 5 Welche Schule liegt auf dem Gelände der Universität?
- 7 Was befindet sich auf dem Campus Nord?
- 8 Wofür steht UHG?
- 10 Wo bewirbt das Studierendenwerk auch regelmäßig an Samstagen Studierende im Hauptgebäude der Universität?
- 12 Bezeichnung für ein Studienhalbjahr
- 13 Kiosk im Hauptgebäude der Universität

Stadt, Land, Bindestrichsoziologie ...

Buchstabe	Stadt	Land	Fremdwort	Partei	Studienfach	Fantasiewort	Markenname	Punkte

Impressum

sozusagen

Bielefelder Studierendenmagazin
an der Fakultät für Soziologie
Ausgabe Sommersemester 2018

Redaktion

John-Nuri Habicht
Juliane Harms
Steven Hartig
Stefan Knauff
Maximilian Krause
Marina Michailov
Malte Neuwinger (V.i.S.d.P.)
Theresa Sommer
Elisabeth Strietzel
Marje Trescher
Anica Waldendorf
Laura Woytal

Logo, Layout & Cover

John-Nuri Habicht
Stefan Knauff
Elisabeth Strietzel

Postanschrift

sozusagen-Magazin
Fakultät für Soziologie
Universität Bielefeld
Universitätsstraße 25
Postfach 10 01 31
33501 Bielefeld

Druck

SAXOPRINT GmbH
Enderstr. 92 c
01277 Dresden

Auflage

1000 Stück

Zuschriften und Kritik an:

sozusagen@uni-bielefeld.de

Dank an

das StuPa der Universität Bielefeld
und allen anderen Mithelfer*innen

Alle Beiträge, bei denen keine Autor*innenschaft gekennzeichnet ist, sind der Redaktion zuzuordnen.

Der Inhalt der Beiträge muss nicht unbedingt die Meinung der Redaktion widerspiegeln, verantwortlich sind allein die Autor*innen/Fotograf*innen/Künstler*innen. Die Rechte der Beiträge liegen bei ihren jeweiligen Inhaber*innen.

Sollten durch Zitate, Abbildungen oder andere Darstellungen Urheberrechte oder Rechte Dritter verletzt werden, geschieht dies unbeabsichtigt. Für diesen Fall bitten wir um Mitteilung.

Körper · Sexualität · Liebe



Liebe Studierende,

die nächste Ausgabe der **sozusagen** kommt im Wintersemester 2018/2019 und wir suchen Eure Beiträge! Das Leitthema der kommenden Ausgabe ist „Körper · Sexualität · Liebe“. Dabei könnt Ihr Euch von einem, zwei oder auch allen drei Begriffen inspirieren lassen.

Egal ob **Körper** oder **Sexualität** oder **Liebe**, alle drei spielen in der „Gesellschaft“ zentrale Rollen. Ihre Wirkung kann in vielen Aspekten des gesellschaftlichen Miteinanders beobachtet werden: beim Zugang zu Gebäuden oder Berufen, bei der Lebenserwartung, dem Krankheitsrisiko, bei Identität(en) oder auch der Lebensplanung. Diese Aufzählung lässt sich mit Sicherheit einfach fortführen.

Welche normativen Erwartungen werden an unseren Körper, an unsere Sexualität oder an Liebe gestellt? Wer bin ich? Was macht eine Person zu einer Person? Wer entscheidet darüber, was mit dem Körper einer Person passiert? Was ist alles Liebe und wo fängt Liebe an? Welche Bedeutung hat Liebe in der Gesellschaft? Gehören Körper, Sexualität und Liebe für Euch zwangsläufig zusammen oder existieren sie unabhängig voneinander? Wäre Sexualität oder Liebe auch ohne Körper vorstellbar? Wie wichtig ist der Körper in der digitalen Welt? Was wäre ich ohne meinen Körper? Was wäre mein Körper ohne mich?

Wir freuen uns über jegliche Form von Beiträgen, von wissenschaftlichen oder journalistischen Essays, über Hochschulgruppen-Beiträge, Buchrezensionen, Gedichte, bis hin zu Comics oder Karikaturen. Und auch über alles andere, was Euch noch so einfällt. Ihr könnt sowohl auf Deutsch als auch auf Englisch schreiben. Je nachdem, welches Format Ihr einreichen möchtet, ändert sich natürlich die angepeilte Wörterzahl. Beispielsweise suchen wir Essays mit ca. 1750 Wörtern. **Bitte reicht uns bis zum 2. Juli 2018 Eure ersten Entwürfe ein.** Genauere Informationen zu den Richtlinien sowie Zitationsweise findet Ihr unter: <https://sozusagenblog.wordpress.com/cfp/>

Falls Euch das Leitthema nicht anspricht, oder Ihr gerne Beiträge zu (komplett) anderen Themenfeldern einreichen möchtet, freuen wir uns auch über diese Einsendungen für die kommende Ausgabe!

Eure Entwürfe schickt uns einfach per Mail an: sozusagen@uni-bielefeld.de

Wenn Ihr noch Fragen oder Ideen habt, könnt Ihr Euch natürlich auch bei uns melden!